

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Potodam in Amerika. Von Eduard Goldbeck	83
Gerbantes. Von Moriz Scheyer	87
Friedenspolitik. Von Walter Hermann	90
Selbstkranzige. Von Theodor Gagger	96
Bankbilanzen. Von Eaden	98
Friedrichs dunkle Tage	102

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1916.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.**

Alleinige Anzeigen-Aannahme der Wechschrift „Die Zukunft“ nur durch **Max Kirstein,** Berlin SW 68, Markgrafenstr. 59. Fernsprecher Amt. Zentrum 10 809 u. 10 810.

Everth & Mittelmann, Bankgeschäft,

Gegr. 1875.

BERLIN C. 19, Petriplatz 4,

Gegr. 1875.

an der Gortraudenstrasse

vermittelt den Kauf aller Werte,
die durch die neue Verbindung

Berlin - Konstantinopel

Beachtung
verdienen.

An- und Verkauf aller notierten und nicht notierten
Telephon 1724. **Wertpapiere im freien Verkehr.** Telephon 1724.

Nussbaum & Rothschild, Magdeburg, Bankgeschäft.

An- und Verkauf von Wertpapieren im Privatverkehr!

Mosse & Sachs

Bankgeschäft

Berlin NW. 7, Unter den Linden 56

Fernspr.: Zentrum 12400-12452.

Telegramme: Samosbank

Filiale: Kurfürstendamm 193/194, im Hotel Cumberland.

Fernsprecher: Steinplatz 9134-9135.

Stahlkammer mit Safesanlage.

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Fürstenhof Carlton - Hotel = Frankfurt a. M. =

Das Vollendetste eines modernen Hotels. □ Gegenüber dem Hauptbahnhof, linker Ausgang.

Berlin-Weinrestaurant Willys-Berlin

Frühstück von 12—4 Uhr :: Fünf-Uhr-TEE :: Abends n. d. Karte

Vornehme
Konzerte.

Kurfürstendamm 11

Vornehme
Konzerte.

Bestellungen

auf die

Einbände

zum 9. Bande der „Zukunft“

(Nr. 17—26. II. Quartal des XXIV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark 1.60 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.



Berlin, den 29. April 1916.

Potsdam in Amerika.

Shaw hat das politische Programm aufgestellt, daß Potsdam vernichtet werden müsse. Der Geist Friedrich Wilhelms des Ersten, Drill und Fuchtel, mußte dem irrlichtelirenden Individualisten höchst anstößig sein. Friedrich der Große hätte den ernstesten Witzbold gewiß gern an seiner Tafel gesehen, Shaw aber würde wohl abschätzig die Achsel gezuht haben: „Il pense en philosophe et se conduit en roi.“ Nein, Sanssouci kann Potsdam nicht retten ... Nun aber ist es wieder einmal „anders gekommen“, worüber sich Shaw, dessen literarische Methode ja ganz auf Ueberraschung gebaut ist, am Wenigsten wundern wird. Potsdam in Amerika! Wer hätte Das vor ungefähr einem Jahr gedacht! Damals gab der Präsident Wilson die Parole aus, Amerika dürfe unter keinen Umständen in ein Heerlager verwandelt werden; noch vor wenigen Monaten erklärte er, es gebe Situationen, in denen ein Mann zu stolz sei, zu fechten. Und nun empfiehlt er dem Kongreß Wehrbereitschaft. Von der einen Seite berennt ihn Roosevelt, der das Programm der Regierung als ungenügend ansieht, von der anderen Bryan, der Friedensapostel, der, als geborener Redner, der „force“ die „persuasion“ entgegenstellt und mit dem Silberklang seines Organs alle Streitigkeiten zu schlichten hofft.

Daß Amerika nicht gerade „archiprêt“ ist, läßt sich wohl kaum bestreiten. Im Bericht des Kriegsministers heißt es: „Die augenblicklich vorhandenen Fonds genügen für eine Armee von 5023 Offizieren und 102985 angeworbenen Mannschaften. Von diesen sind 67 000 Mann mobile Truppen, 20 000 sind für die Vertheidigung der Küsten bestimmt und der Rest Sanitätstruppen und Beamte verschiedener Art. Von dieser Gesamtzahl sind unge-

fähr 29 000 außerhalb des Kontinents in Verwendung, so daß etwa 46 000 mobile Truppen und 13 000 Mann für die Küstenvertheidigung übrig bleiben. Von diesen letzten Zahlen gehen noch Garnisonen in überseeischen Besitzungen ab, die den Bestand erheblich vermindern.“

Nach einer solchen Darstellung muß jeder Unbefangene und Verständige einsehen, daß Etwas geschehen muß. Denn die Einen fürchten einen Angriff von Deutschland, die Anderen trauen Japan einen Ueberfall zu. Nur ist die Frage, wie weit man gehen müsse, gehen dürfe. Das Logische in einer auf Gleichheit gegründeten Demokratie wäre allgemeine Wehrpflicht, also Potsdam. Hier und da finde ich den Gedanken en passant und gleichsam tastend in der öffentlichen Debatte verwerthet. Der Durchschnittsamerikaner steht einer solchen Umwälzung noch sehr fern. Er denkt, daß es genügen wird, Armee und Marine ein Bißchen zu verstärken, und schließlich ist ja auch Edison noch da, Edison, der eine Erfindung machen wird, eine fabelhafte Erfindung, die von allem Einsehen der Persönlichkeit entbindet. Freig ist der Amerikaner durchaus nicht, aber er ist friedliebend, lebensfreudig, menschenfreundlich; und der Krieg erscheint ihm als ein unpraktischer Unsinn. Hand aufs Herz: haben wir nicht Alle Stunden, in denen wir ihm beistimmen? Patriotismus, Pessimismus, Fatalismus und andere Jümen helfen uns über solche Schwächeanwandlungen hinweg; aber wir können den Amerikaner begreifen, während er uns unbegreiflich findet. (Daß jeder Mensch und daher jede Nation mehr oder weniger problematisch bleibt, gilt dem Amerikaner als ein Paradoxon, daß er durch seine Persönlichkeit zu widerlegen scheint.) Er ist also im Augenblick nicht abgeneigt, die Bereitschaft des Landes zu erhöhen: er wird eben etwas mehr Steuern zahlen. Noch ist ihm nicht aufgegangen, daß eine wirkliche Kriegsbereitschaft eine Umstimmung, eine Härtung, vielleicht eine Brutalisierung der Nation voraussetzt.

Wie bekannt, giebt es hier keinen Kindheitdrill, keine strafende, auf den kategorischen Imperativ gestellte Erziehung. Die Kinder machen im Ganzen, was sie wollen. Ehrerbietung, Respekt, gute Formen, Alles, was wir „Kinderstube“ nennen, ist nur auf der sozialen Höhe, in einem engen, anglisirenden Kreise vorhanden. Das ist nicht schlimm, denn bei der Ungezwungenheit des amerikanischen Lebens vermißt man diese Eigenschaften nicht so schmerzlich, wie man sie drüben vermiffen würde. Ueber die amerikanische Erziehung den Stab zu brechen, ist thöricht, da es ja hier eben so viele ausgezeichnete und liebenswürdige Menschen giebt wie in Europa; doch vom militärischen Standpunkt läßt sie viel zu

wünschen übrig. Die Armee braucht Gehorsam; und Gehorsam läßt sich nicht in zwei Monaten Miliz-Uebung erlernen. Der Preuße übt Gehorsam von der Wiege bis zur Bahre. Wird es nun nicht unumgänglich sein, in der Erziehung die Zügel schärfer anzuziehen? Wird es möglich sein, sie, wie bisher, in großem Umfang den Frauen zu überlassen? Emigrantenkinder der unteren Ständen sagen ihren Eltern nach wenigen Monaten: No whipping in this country! Wird der Amerikaner geneigt sein, von Kindern und Schülern straffe Unterordnung zu fordern? Schwerlich. Aber der Gedanke der Bereitschaft schließt doch wohl eine solche Härting in sich: il faut payer pour tout. Daß Einzelne diese Evolution ahnen, ersah ich neulich aus dem Aussatz eines Viceadmirals, der die Knaben dem weiblichen Einfluß entziehen wollte. Dieser Gedanke schon, der freilich nur flüchtig-zaghaft, zwischen zwei Kommas, ausgesprochen war, beweist, daß die amerikanische Seele sich wandelt, denn an der Frau zu zweifeln, gilt hier (um mich mild auszudrücken) als tempelschänderisch. Wird in einem Volk, das sich militarisiert, der Frau diese Stellung bleiben können? Kriegerische Ausblicke, kriegerische Erfolge stärken den Mann und geben ihm das Heft in die Hand. Wieder verwahre ich mich gegen ein Werthurtheil, zumal ich als Mann, als Deutscher, als ehemaliger Offizier dreifach befangen bin. Ich sage nur, daß in einem Lande, das „bereit“ ist, weniger Raum für feminine Bestrebungen und für Frauenvorrechte sein wird.

Das Wort, das der Fremde in Amerika am Meisten vernimmt, wenn er politischen Diskussionen zuhört, ist graß: Bestechung, Unterschleif. Er sieht vor der sonderbaren Wahrnehmung, daß der Amerikaner seinen privaten Verpflichtungen gewissenhaft nachkommt, daß er aber keinerlei Skrupel kennt, sobald er sich dem Staat gegenüber sieht. Das Wort „Staat“ bedeutet ihm ja nur die äußere Abgrenzung; die Fülle von Begriffen, die wir in das Wort hineingezwängt haben, klingt nicht in ihm an, wenn er „state“ sagt. Der Staat ist ihm nichts weiseböll Mystisches wie dem gebildeten Deutschen vom Schlag Treitschkes. „Der gemeine Mann trägt den Staat wie eine Last,“ sagt Hebbel tabelnd; der Amerikaner aber sieht im Staat nur eine Krippe oder, zarter, ein Füllhorn. Irre ich nicht, so müßte diese Auffassung sich ändern, wenn eine wirkliche Bereitschaft erreicht werden sollte. Ruhige Männer berichten, wie sehr die Korruption der russischen Beamten die nationale Leistung vermindert habe; und diese Meldung sollte dem patriotischen Amerikaner zu denken geben. Aber die Ausbeutung des Staates ist mit dem ganzen politischen System so unzertrennlich verbunden, daß eine ernstere, edlere Auffassung

sich vermuthlich nur langsam durchsetzen wird. Daß die Ausstellung eines regelrechten Budgets eine Vorbedingung jeder weit-schauenden Militärpolitik sein würde, versteht sich von selbst. Wichtig genug an sich, ist diese Frage doch nur eine Einzelheit in dem tiefgreifenden Umwandlungsprozeß.

Ein Arbeiterführer, den ich kürzlich sprach, übte seinen Witz an den Bereitschaftsideen, die er in dieser durch und durch kapitalistisch empfindenden Gesellschaft als „grotesk“ bezeichnete; aber er vergaß, daß man im politischen Leben mit Generationen rechnen muß. Der Gedanke, der jetzt nur ein Saatkorn ist, mag sich stark, ja, vielleicht üppig entwickeln. In dreißig Jahren schon kann Amerikas Antlitz einen ganz anderen Ausdruck zeigen. Ich, offen gestanden, bin froh, daß ich nicht mehr erlebe. Helgoland war viel anziehender, als es noch nicht von Kanonen startete. Aber solche epikureischen Betrachtungen weichen der Nothwendigkeit.

Alfred de Vigny hat einmal gesagt, er wüßte sich „un Rafael sombre“ mit dem selben Adel der Linien. Ein schöner Romantikerinfall; nur wäre wohl ein düsterer Rafael eben kein Rafael mehr. Ein militärisches Amerika, wäre es noch Amerika? Wer will es einem Amerikaner verdenken, wenn er sich nicht leichten Herzens entschließen kann, diesen abschüssigen Pfad zu betreten? Hatte nicht die Geschichte Amerika eine besondere Mission zugewiesen? Und wo bleibt Amerikas Existenzberechtigung, wenn die Neue Welt die alten Probleme auch in der alten Weise behandelt? In der Adoption des Bereitschaftsgedankens wittern Viele eine Gefahr und Manche erkennen darin eine jähe Abwendung von den ursprünglichen Idealen dieses Landes. Niemand wagt, den „Militarismus“ schlechthin zu empfehlen oder auch nur zu vertheidigen; auch die Anhänger der Bereitschaftslehre erklären beschwichtigend, Heer und Flotte seien nur für die Vertheidigung bestimmt. Aber die Begriffe „Offensive“ und „Defensive“ sind Gallert; sie erinnern an den Diplomaten, der auf die Frage, was eigentlich Intervention bedeute, antwortete: „Genaue das Selbe wie Nicht-Intervention“.

Doch auf all Das würden die Männer der Bereitschaft antworten: „Unsere Pflicht ist, die Forderung des Tages zu erfüllen. Der Gottheit ins Handwerk zu pfuschen und Amerikas Mission zu besinnen, sind wir nicht gewillt. Noch sträuben Wilhelms Schnurrbartspitzen sich drohend. Und die letzte Rede des Grafen Okuma haben Sie ja wohl gelesen. Wie sagte der Mann in Potsdam? *Toujours en vedette!*“

Evanston, Ill.

Eduard Goldbeck.

Cervantes.

„Ich durchzog die ganze Nacht
 Diese Stadt nach allen Straßen,
 Um, was Neues sich begiebt,
 Auf die Weise zu erfahren.
 Denn Sevilla ist ein Ort,
 Wo wohl hundert neue Sachen
 Jede Nacht geschehen . . .“

Calberon.

Nach Cervantes hat eine Stadt nach allen Straßen durchzogen; diese Stadt war die Welt, diese Welt war das Leben. Er ist tief darin eingedrungen, in mannichfacher Verkleidung, als Kammerdiener, Soldat, Sklave, Lohnschreiber, arbeitete sich als armer, einarmiger Krüppel wieder an die Oberfläche, verkroch sich in einen Schlupfwinkel, dann gab er uns einen Spiegel, speculum mundi, in dem das große Bild in tausend Bildern eingefast war. Jeder schaut in diesen Spiegel, geblendet anfangs von der in tausend Farben spielenden Fülle. Jeder lacht, lacht aus, lächelt, schließlich weint er; denn Jeder hat früher oder später in dem wimmelnden Treiben sich selbst erkannt, sein eigenes Bild. In jedem seiner Menschen spürte Cervantes dem Wahren nach und fand die Wahrheit, die wir nur betrübten Herzens zu vernehmen im Stande sind. Es ist nur gut, daß der Dichter unser Auge nach kurzem Verweilen wieder zu anderen, bunten und unterhaltfamen Abenteuern ablenkt: sonst könnte geschehen, daß wir uns ängstlich scheuen, einen Blick in den Spiegel seiner Welt, in seinen Spiegel der Welt zu werfen. So gleiten wir weiter, von einem Kapitel zum nächsten, wo der gute Ritter Don Quixote noch mehr Prügel abbekommt; wie lustig und possierlich! Wir spotten, spotten unser selbst und wissen nicht, wie. Wir Zuschauer lachen uns krank in des Wortes wahrster Bedeutung über die Komödie des irrenden Irren, gar, wenn er vor dem Karren der fahrenden Gaukler, vor „der Hofhaltung des Todes“ halt macht und seinem getreuen Jünger unv Zweifler Sancho Panza Wesen und Sinn der Komödie und der Komödianten erklärt: „und keine andere Vergleichung giebt es, die uns so lebendig vor Augen stellt, was wir sind und was wir sein werden, wie die Komödie und die Komödianten“. Wir lachen; es ist aber ein Lachen, das vom Weinen fast nicht mehr zu unterscheiden ist. Nur des Dichters Lachen selbst erhebt sich als reiner Klang, als das geläuterte und befreiende Lachen des Weisen.

Ideale dürfen wir im Leben hegen, nach Belieben, so viel wir wollen, wie unnützliche Blumen in dem Garten, wo wir an Sonn- und Feiertagen zur Erholung ein Wenig auf- und abgehen. Ideale sind eine unschädliche Liebhaberei, aber Illusionen bilden eine böse Gefahr. Illusionen können sich mit der Zeit zur Leidenschaft entwickeln; und Leidenschaft artet manchmal in Wahn aus.

Don Quijote ist der tapfere, unerschrockene Streiter für Recht und Wahn; auf dem zerschundenen Rücken der so geduldigen Rosinante tragt er zum Kreuzzug gegen die Ungläubigen und Reher aller inneren Bekenntnisse. In diesem Kampf regnen die Hiebe, Stiche und Sticheleien auf die traurige Gestalt; doch in seinem Inneren trägt Don Quijote keine Wunde davon; kein edleres Organ wird verletzt; der Todesstoß der Erkenntniß bleibt ihm erspart. Don Quijote hat seine Waffen Dulcinea geweiht, der Illusion von Toboso, einem Weib, das gar keine Wesensform angenommen hat. Die bösen Menschen wollen ihm weismachen, daß diese Dulcinea gar nicht lebe. Mag sein. Er aber behauptet trotz Allem, „daß sie die vollkommenste Schönheit auf der Welt ist“; für ihn lebt sie in hundert beseligenden Gestalten. Denn Don Quijote weiß nur von der frommen, einfältigen Liebe des Herzens; die Erregungen der Sinne, so wir fälschlich als Liebe bezeichnen, sind seinem Kinder Sinn fremd. Er nimmt den Kampf auf für ein Phantom gegen eine erdrückende Ueberzahl von Rittern; es sind freilich nur Schafe, harmlose, erschreckte Schafe, in denen er Ritter sieht; aber wer will mit Sicherheit wissen, ob Dem auch wirklich so sei, ob der grausame Wih, mit dem die Fronie des Schicksals Don Quijote treffen wolte, sich nicht gegen dieses Schicksal selbst gekehrt habe? Don Quijote blutet aus zahllosen Wunden; doch gesundes, rothes Blut rinnt aus dem schwächtigen, verkümmerten, mißhandelten Körper, Blut, das nicht zerseht ist von den Giftkeimen der Skepsis. Als im Glauben starker und opferfroher Märtyrer feiner Illusionen, ein Seher, wenn auch kein Sehender, kehrt er heim, um zu sterben. Sancho Panza kniet neben dem ärmlichen Leidenslager seines Herren und weint bitterlich: Ach, sterbet nur nicht, gnädiger Herr, schluchzt er, sondern nehmet meinen Rath an und lebet noch viele Jahre! Wollt Ihr aber auß Verdruß darüber sterben, daß Ihr überwunden seid, so schiebt nur die Schuld auf mich und sagt, die Rosinante sei gestürzt, weil ich sie so schlecht gefattelt hatte. Sancho Panza saß sein Leben lang sicher und fest auf dem breiten Eselsrücken

eines gefunden Menschenverstandes. Sancho Pansa ist nicht zu Fall gekommen. Die theuer gebüßte Illusion seines Herren erscheint ihm als frevelhafte Schuld, mag der Gute auch bereit sein, sie auf sich zu nehmen. Aber noch niemals hat der Tod einen Stellvertreter gelten lassen.

* * *

Liest man die „Novelas Ejemplares“ des Cervantes, so gedenkt man unwillkürlich schöner Friedenstage im madriber Prado und in der Alten Pinakothek in München. Das gigantische Werk eines Landödmannes und Nachfahren des Cervantes ersteht wieder vor dem inneren Auge, wir blättern in den Novelas Ejemplares und betrachten eigentlich das Werk des José Francisco Goya y Lucientes. Hier wie dort feiern die Sieben Todsünden in kaledonisch hangen Gewitternächten ihren höllischen Masken-Sabbath, bis das Licht des Morgens „y es ora“ in die Finsternisse leuchtet. Hier wie dort schreitet ein Dichter durch den Halbschatten der engen Straßen im alten Spanien; er setzt sich zu den Mönchen und Schmugglern, zu den Aguazils, Räubern, Dieben und Zöllnern; er belauscht die triefäugigen Hegen, die nächtens den widerlich klebrigen Leib mit Menschenblut salben, er überrascht die Zigeunerinnen und Majas und die im kupplerischen Duft der Mandelblüthen von Cadix rasch bethörten Jungfrauen. Er spürt ihren heimlichsten Lastern nach und folgt ihnen in athemloser Hast bei ungewissem Fackelschein durch scheu schlafende Gassen und über verrufene Schleichwege, unerkannt, Einer der Ihren. Und Beide, Cervantes wie Goya, gelangen schließlich auf den großen Friedhof, wo die Gewesenen in aufgeregten Nächten der verfaulten Erde entsteigen und Sinn und Ablauf des Lebens enträthseln: ein Knochenfinger streckt sich empor in das allumsfassende Nichts und schreibt ein Wort, ein einziges Wort: Nada, Nichts. Und eine Hand ist noch zu erblicken, eine aus dem Urbunkel geborene Hand, die eine Wage hält, aber: die Schalen, beide, sind umgeworfen. Goya gleicht der Natur; auf alle Fragen wird bei ihm ewig als Antwort die Nacht, das Schweigen: Nada, nichts. Während Cervantes der Hoffnung des Morgens gleicht; er läßt sie immer wieder schüchtern das Haupt erheben aus dem Nebelchaos unserer Schicksale, er läßt sie uns den Himmel des Mitleids zeigen und uns Vergessen finden durch die Gnade des Setns.

Wien.

Dr. Moriz Scheyer.



Friedensziele.

Der Isolierte Staat ist Tatsache geworden; aber nicht nach Thümens Voraussetzung. Was in ihm eine hochstehende Landwirtschaft bedeutet, würdigen auch die Bewundere. der internationalen Arbeitsteilung und weltwirtschaftlichen Segens: für uns Lebende und vielleicht auch für unsere Nachfahren. Die politische Schwerkraft mag nach dem Friedensschluß für eine Weile aufgehoben sein; unwahrscheinlich ist eine geologisch-ethische Revolution, die Deutschland mit einem brandenden Meer umgiebt und unsere Nachbarn in friedliche Lämmer verwandelt.

Nicht gewürdigt wurde bisher die wirtschaftliche Aufgabe, die dem Ackerbau und der Viehzucht nach dem Krieg zufallen wird. Ihre Nachfrage nach den gewerblichen Erzeugnissen Deutschlands muß einen Theil der ausländischen ersetzen. Selbst wenn die deutsche Diplomatie günstige Handelsverträge erlangt und die Agitation zu deutsch-feindlichem Boykott unwirksam bleibt, können schwere Zeiten für das deutsche Gewerbe und den deutschen Außenhandel kommen. Alle am Krieg bethelligten und manchen neutralen Völker werden so erschöpft sein, daß sie nur ein schwaches Begehren nach den industriellen Erzeugnissen unseres Vaterlandes zeigen können. Wohl wird die Wiederherstellung der Heeres- und Flottenmacht, vielleicht auch deren Verstärkung auf großen Gebieten den Unternehmern Ersatz bieten; aber der private Bedarf der Bürger wird geringer sein. Sogar dem Deutsch-Französischen Krieg folgte ein zehnjähriger wirtschaftlicher Druck, der durch die Anfänge des ausländischen landwirtschaftlichen Wettbewerbes vermehrt wurde und den der Kulturkampf und die Kinderkrankheiten der deutschen Sozialdemokratie noch bitterer empfinden ließen. Eine Vorstellung von der künftigen Depression wird uns nur Deutschlands Lage nach dem Siebenjährigen und dem Befreiungskrieg geben. Wahrscheinlich wird sie aber rascher vorüberziehen, weil unsere erzeugenden Kräfte stofflicher und geistiger Art seit jener Zeit gewaltig zugenommen haben. Um den Bedarfsausfall zu decken, müssen wir die Leistung und damit die Nachfrage der Landwirtschaft erheblich, in Masse und in Güte, steigern. Das läßt sich erreichen durch Meliorationen großen Umfanges, durch Erzeugung bisher aus der Fremde bezogener Stoffe und durch Ansetzung zahlreicher Landwirthe, auch der Invaliden und der aus Rußland heimgekehrten „Kolonisten“. Die Einzelstaaten müssen die Besitzer nicht nur mit Rath, sondern auch durch langfristigen Meliorationskredit unterstützen, einen Theil der

Kosten auf die Staatskasse übernehmen, neue Kulturen anregen, die Ansiedlungsthätigkeit mit erhöhter Kraft fortsetzen. Die Befreiungskriege eröffneten das noch nicht abgeschlossene Zeitalter der Güterzusammenlegung, der Gemeintheilung, der Umlage moderner Kataster; die Jahre nach dem Deutsch-Französischen Krieg sahen die Wiederaufnahme der Thaten des Großen Friedrich auf dem Gebiete der Bauernansiedlung; möchten nach dem Kampf, den wir jetzt durchfechten, auf den deutschen Fluren Männer erscheinen, die auch die anderen Bestrebungen des Königs Friedrich erneuert

In so drangvoller Noth muß Alles ausgenützt werden. Der 'Wealth of Waste' war dem Nationalökonomten bekannt: wie viel vergeudet wird, wie viele verbrauchte und fortgeworfene Stoffe die heutige Technik neu zu verwenden versteht (Shoddy, Mungo, gepreßtes Leder und andere), wie viel Abgelegtes in Truhen und auf Speichern verkommt, das die Industrie umformen könnte. Diese durch den Krieg verbreitete Erkenntniß müssen Vereine lebendig erhalten. Sie werden hoffentlich auch für die dauernde Verdrängung des Goldes aus dem Zahlungsverkehr sorgen und, wenn Das unmöglich sein sollte, dahin wirken, daß nur Doppelfronen geprägt werden, die sich weniger abnutzen. Jedem im Ausland reisenden Deutschen wurde deutlich, welche Verschwendung wir mit dem Goldgeld getrieben haben; sah er doch in den Vereinigten Staaten Eindollarscheine mit einer Kaufkraft von zwei bis drei Mark. In Zukunft sollte Gold nur noch zur Notendeckung dienen und im internationalen Zahlungsverkehr verwendet werden, der nach dem Kriege erhöhte Ansprüche dieser Art stellen könnte. Das durchzusetzen, wird in einem Goldwährungslande freilich auch mit dem Beistand des Gesetzgebers schwer sein.

So viel Vertrauen in die Fähigkeit des deutschen Staates, Riesenaufgaben, wie die allgemeine Bodenverbesserung, zu bewältigen, stützt sich auf die Leichtigkeit, mit der die Gemeinwirtschaft im letzten Jahr geschaffen wurde. Das Problem des gerechten Preises hat der Staat noch nicht zu lösen vermocht; und große Mengen Lebensmittel ließ er verkommen. Die deshalb erhobenen herben Anklagen gegen unser Beamtenthum sollten gegen Diejenigen gerichtet werden, die dessen Hochschulbildung im Wesentlichen noch immer, trotz allen Warnungen der Juristen R. von Mohl und Hulming, aus Privatrecht und Prozeßrecht bestehen lassen. Aber nach solchen Erlebnissen wird das deutsche Volk Wandel schaffen. Doch die gute Erfahrung muß uns mahnen, den vom Krieg gewiesenen Weg nach dem Krieg nicht wieder zu verlassen. Daher ist es bedauerlich, daß eine sozialistische Partei mit

dem Programm allmählicher Ausdehnung der Gemeinwirthschaft fehlt. In der Sozialdemokratie sind drei Parteien vereint: eine Arbeiterpartei, eine demokratische und eine sozialistische, die einander hemmen, wie dem Zuschauer scheint. Daß mancher Arbeiterwunsch leichter gewährt worden wäre, wenn ihn nicht die Sozialdemokratische Partei vorgebracht hätte, weiß Jeder; daß ein sozialdemokratischer Theoretiker die Volksgesetzgebung, die höchste demokratische Forderung, die seit Jahren auf dem Parteiprogramm steht, als konservativ und der Partei schädlich verwirft, dürfte Lesern der sozialdemokratischen Literatur bekannt sein; daß viele Sozialdemokraten noch heute an die Theorie des automatischen Zusammenbruchs und, als ihm angeblich fördernd, an den Freihandel glauben (weßhalb ihre Partei nichts für die Vermehrung gemeinwirthschaftlicher Betriebe geleistet hat), erfordert keinen umständlichen Beweis; das einzige nicht ganz in diese Kategorie fallende Actum ist die mächtige Entfaltung des genossenschaftlichen Gedankens. Wenn sich die drei Parteien von einander lösen wollten! Die sozialdemokratischen Arbeiterbataillone könnten sich nach der Einreihung anderer Arbeitergruppen kräftiger regen, die frei werdenden Demokraten, mit bürgerlichen Demokraten verbunden, eine leistungsfähige Partei bilden und daneben könnte eine wirklich sozialistische Partei entstehen, welche, die marxischen Lehren als Spulgestalten Gogols nach verpaßter Rückzugstunde betrachtend, nichts erstrebte als die planmäßige Ausdehnung der Gemeinwirthschaft mit nüchtern gewählten Mitteln. Da sie einen energischen, auf hartnäckiges und besonnenes Thun gestellten Charakter haben müßte, so würde es unter den Männern, die sie aus anderen Lagern zu sich herüberzöge, Anhänger des Schutzvolles geben, weil er die Zahl der in die Weltwirthschaft verflochtenen Betriebe mindere, also die Verstaatlichung erleichtere.

Wird denn der geschlossene Handelsstaat den Krieg überleben? Das glaubt Niemand. Aber wir haben die wichtige, die einzige Erfahrung gemacht, wie leicht einem intelligenten Volk der Sprung aus der Freiheit in die Organisation wurde. Doch wird der Staat wohl eine größere Zahl öffentlicher Unternehmungen für militärische Zwecke beibehalten oder begründen; auch wird wahrscheinlich eine noch stärkere Anregung dieser Art von der Finanzwirthschaft ausgehen. Wer annimmt, daß nach oder bald nach einem siegreichen Krieg unsere Feinde eine gewaltige Kriegsentschädigung zahlen können, täuscht sich meines Erachtens erstens über das Mißverhältniß der entseßlichen Höhe der Kriegskosten zu den unmittelbar für diesen Zweck verfügbaren Werthpapieren,

zweitens über die Möglichkeit, sie rasch zu einem angemessenen Preis abzusetzen (soll Amerika Alles kaufen?), drittens über den gesunkenen Werth mancher dieser Papiere. Selbst der fette John Bull wird nach all den eigenen und fremden Ansprüchen einem Gerippe gleichen; schon vor einiger Zeit hat Lord Haldane seinen Zuhörern nicht verhehlt, daß sie nach dem Krieg viel ärmer sein werden. Oder soll Rußland das Bild der Traubenlese von den Dornen bieten? So werden wir selbst als Sieger für die Verzinsung und Tilgung unserer Anleihen aufkommen, also drei bis vier Milliarden jährlich mehr aufbringen müssen. Aus direkten und indirekten Steuern können sie nicht gedeckt werden; selbst mit neuen Monopolen, wie dem für Alkohol, Cigaretten, Zucker, Versicherung (auch das Margarinemonopol wird vorgeschlagen) werden wir nicht ans Ziel gelangen; wir müssen die Reichseisenbahn und die deutsche Einheitspost schaffen, wie schwer das Eine Preußen, das Andere Bayern fallen mag. So wird die Gemeinwirtschaft einen ungeahnten Aufschwung nehmen können, wenn kraftvolle Männer den Widerstand feindlicher Kreise zu überwinden wissen. Die Ausdehnung der Gemeinwirtschaft empfiehlt sich auch deshalb, weil sie das sicherste Mittel zur Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der schwächeren nicht-bäuerlichen Klassen ist. Diesem Gedanken begegnet man in der Kriegsliteratur nicht, um so öfter dagegen zwei anderen: Anwendung der Grundsätze, auf denen die Alters- und Invaliditätsversicherung beruht, auf neue Gebiete der Sozialpolitik und Einführung des allgemeinen Stimmrechts in alle Gemeinden und Einzelstaaten. Den ersten kritisiere ich nur mit der Forderung, alle Deutsche in die beiden Versicherungszweige aufzunehmen, durch Zwang und unter der selben Bedingung staatlichen Zuschusses; die Prämien würden zugleich mit den Steuern erhoben werden. Wohl giebt es große Gebiete der Sozialpolitik, auf denen Männer aller Richtungen für erhebliche staatliche Aufwendungen eintreten können (das Wohnungswesen); aber ob das Deutsche Reich nach dem Krieg die nöthigen Summen haben wird? Das allgemeine, gleiche Wahlrecht ist das Zerstückelungsprodukt einer verwesenden Gesellschaft, die politisch berufsgenossenschaftlich organisiert war. Die verrotteten Verbände der Vergangenheit brachen zusammen, die menschlichen Atome wurden frei, um sich zu neuen Verbänden zusammenzuschließen. Während unser Wahlrecht nur abstrakte, gleiche Bürger kennt, offenbaren die Wahlergebnisse den Sieg der bestorganisirten wirtschaftlichen Klassen und oft den Sieg ihrer Interessen über die des Wahlkreises. Bei den gewaltigen Wandlungen unserer

Gesellschaft im letzten halben Jahrhundert erscheint das Reichstagswahlrecht schon heute fortschrittlichen Geistern als veraltet. Sollte da nicht das Wahlrecht der Zukunft den offenen Interessenkampf moderner berufsgenossenschaftlich organisirter Klassen eröffnen? Eine Erste Kammer, aus Männern bestehend, die den Klasseninteressen fernständen, müßte das Gleichgewicht zwischen den Klassen herstellen, das aber auch durch die Vereiningung von Interessen zur Ausbeutung des Staates gestört werden könnte.

Vollständig und demokratisch wäre dagegen die Abschaffung des einjährig-freiwilligen Dienstes. Dieser oft vorgetragene Gedanke, so äußerte vor einigen Jahren ein deutscher Kriegsminister, sei ihm sympathisch, scheitere aber an den Mehrkosten: Dreißig Millionen Mark jährlich. Sind diese Bedenken nicht gehoben, nachdem der Krieg bewiesen hat, daß der Dienst allgemein auf etwa anderthalb Jahre herabgesetzt werden kann, wenn die militärische Jugenderziehung eingeführt wird? Die Tüchtigsten werden am Ende ihrer Militärzeit befördert; und wer Reserveoffizier werden will, macht die vorgeschriebenen Uebungen und weist die erforderliche allgemeine wie besondere Bildung nach. Diese Einrichtung steht in enger Beziehung zu der Möglichkeit, eine wissenschaftliche Bildung ohne den Besuch Höherer Schulen zu erwerben. Das ist aber schon jetzt möglich in Folge der Popularisirung der Wissenschaften, der Volkshochschule, der Fachschulen u. s. w. Solche Bildungsgelegenheiten müssen vermehrt werden.

Seit dem Erscheinen bekannter Bücher über allerlei Sprachdummheiten und den papiernen Stil ist das Interesse an der Reinheit und Schönheit unserer Sprache in immer weitere Kreise gedrungen. Aber von voller Uebereinstimmung sind wir weit entfernt; böshafte Menschen haben sogar behauptet, daß der Beruf einiger Reformatoren sich besonders im Fanatismus und in der Willkür ihrer Entscheidungen äußere und daß, abgesehen von der verminderten Anwendung der Wörter „Derselbe“ und „Welcher“ wenig besser geworden sei. So scheint die Zeit für eine entscheidende That gekommen zu sein. Wie man nach dem Deutsch-Französischen Krieg an die Rechtschreibung und die Reinigung des Wortschatzes von fremden Eindringlingen ging, so mögen nach diesem Krieg Grammatiker, Sprachforscher, Kenner des deutschen Schriftthumes, Meister des Stiles zusammentreten, um alle unsere Zweifel zu lösen. Nicht eine deutsche Akademie wird vorgeschlagen, sondern eine Versammlung zur Beantwortung bestimmter Fragen, die ihr vorgelegt worden sind. Wie empfänglich das deutsche Volk für jeden Schritt in dieser Richtung, selbst für ein bloßes

versprechen, sein würde, beweist die durch den Krieg hervorgerufene Wahl deutscher Grußformen, die Verbannung und Verdeutschung von Fremdwörtern, die Beseitigung fremder Firmenschilder, die, wenn die Inhaber sie nicht durch andere ersetzt haben, zum Theil ihre Wiederauferstehung erleben könnten, sobald der patriotische Sturm vorübergebraust ist.

Noch höher gehen die Wogen der Zeit! Deutsche Lehrer wollen das Schulwesen auf vaterländischer Grundlage neu aufbauen. Die Bewegung schlägt eine dem Humanistischen Gymnasium feindliche Richtung ein. Für Jeden begreiflich, der die Heißsporne der Antike gekannt hat. Ohne klassische Bildung konnte man nach ihnen nicht logisch denken, nicht naturwissenschaftlich beobachten noch eine anständige Gesinnung haben. Und wenn man von den Früchten dieser Erziehung kostete oder ihre Gesinnung prüfte (ich spreche natürlich von den italienischen Humanisten des sechzehnten Jahrhunderts . . .) Doch diese Ansprüche sind begraben und man kann an die Frage vom Standpunkt des Nützlichen herantreten. Es giebt Berufe, für die eine gründliche klassische Bildung erforderlich ist, die sich aber nur durch einseitigen Betrieb erwerben läßt. Auf die Ueberlastung mit modernen Bildungsmitteln darf man verzichten, in der Hoffnung, daß die Zöglinge sie später leicht erwerben und daß die entlasteten Schulen ihnen Etwas von dem klassischen Schönheitssinn übermitteln werden.

Wohin aber auch jene Wogen treiben: mögen sie auch das gestrandete Schiff der Universitätsreform wieder flott machen! Hier ist der Hafen genau bekannt, in den wir hinaussteuern müssen. Trägheit, Unwissenheit, Interessen hindern noch, ihn zu erreichen.

Möchte der tiefe vaterländische Ernst die Berufenen bewegen, auch diese Frage vorurtheillos zu erörtern: Weshalb sind wir so verhaßt? Bisher wurde geantwortet: Unsere großen politischen und wirtschaftlichen Erfolge haben uns viele Feinde geschaffen und die unfreundliche Gesinnung ist in allen Welttheilen künstlich durch die niedrigsten Verleumdungen geschürt worden. Beides ist nur allzu wahr. Aber es läßt sich beweisen, daß wir in Nord und Süd, in Ost und West unbeliebt waren, ehe wir große Erfolge hatten und angegriffen wurden. Es ist keine erfreuliche Aufgabe, aber die Berufenen, Dichter, Frauen, Schulen, müssen sie anpacken. Sind nicht die Turgenjew, die Thaderay, die Dickens die größten Erzieher ihres Volkes gewesen?

Walter Hermann.



Selbstanzeige.

Forderungen und Verheißungen. Zur Sozialität des Arlegetz und des Friedens. München, Georg Müllers Verlag.

Der Autor wendet nichts ein, wenn sich flachköpfige, besserwissere Rezensenten an seinem Buch vergreifen; hat vielmehr Das über sich ergehen zu lassen. Es gab noch keinen Gedanken, der nicht seine Besserwisser gefunden hätte. Der Autor darf aber sich verwehren, wenn man ihn mit Bestrebungen zusammenbringt, die ihm fremd sind und die nur ein flachköpfiger Mann verwandt finden kann und als verwandt verkoppeln, irreführend Jene, die nicht sich selbst informirt haben. Allerdings erweist sich ja auch meist der flachköpfige Mann als ein Rezensent von Beruf; und die Nicht-informirten sind gewarnt. Weil mein Buch „Forderungen und Verheißungen“ die Grundforderung nach einer „sozialen Verbesserung“ des Lebens stellt, darf man es noch nicht mit der Organisation der Besserwisser, den Melioristen, vergleichen, die auch diese Grundforderung stellen. Aber welcher gute Mensch stellte sie nicht? Diese Organisation, eine von den Kriegserscheinungen, hat sich eben in einem Buch von Aufrufen vorgestellt, von Aufrufen an den „thätigen Geist“. Zuerst besticht die Sache, die sich neu geberdet, aber man sieht bald, daß es sich um die alte Sache einer Aufhäufung schöner Forderungen handelt, eine Sache, die alle Jahrzehnte (wenn nicht öfter) sich wiederholt. Hier besteht bescheidener Weise der thätige Geist im Melioriren, im Aufspästern. Man ist bald im Klaren und läßt sich nicht mehr dadurch irreführen, daß bedeutende Schriftsteller wie Heinrich Mann, Brod, Werfel sich in den Kreis der Melioristen ziehen ließen: sie werden bald und leicht wieder herausfinden. Dann bleibt nur noch die empfohlene „Verbesserungsmethode“; und sie hätte selbstverständlich die Wirkung, die die Kurpfuscheri der Therapeutik voraus hat: sie machte eine Krankheit noch komplizirter, brächte neue Bazillen ein und so weiter. Ich will nicht eine Wunde so melioriren, sondern suche ihre Diagnose zu stellen, statt sie zu überdecken; Krankheiten des sozialen Lebens nicht zu bemildern, sondern zu begründen. Und vielleicht nicht ganz konventionell und gut beweisbar zu begründen: 1. mit der noch immer vorhandenen Möglichkeit des Hungers; 2. mit der Möglichkeit der Arbeitslosigkeit (Arbeit nicht als Erwerb, sondern als Arbeit); 3. mit der noch immer dauernden Veranschung an dem Wort einer Freiheit (und den damit zusammenhängenden Vorurtheilen). Ich baue kein System des Paradieses auf, sondern suche festzustellen, aus welchen Gründen wir kein Paradies uns hier machen können; sonst nichts. Und ich citire jetzt, zu jedem dieser drei fundamentalen Punkte, einen oder zwei Sätze aus dem Buch, gekürzt, nur, um die Feststellung, die Forderung anzudeuten und die Haltung.

„Die Möglichkeit des Hungers . . . muß gestrichen werden. Eben so, wie heute Niemand mehr gefoltert wird, weil es zu sehr mittel-

alterlich wäre, darf Niemand mehr verhungern können. Es ist nicht weniger mittelalterlich.“ Immer der Hunger als Thatsache, nicht erst mit Bezug auf den Hungernden. „Das Mittelalterliche am Hunger steckt in seiner Bedeutung, die mit dem Hungern als schmerzlicher Verrichtung nichts mehr zu thun hat.“ Weiter: „Um es einfach zu sagen: Der Staat muß für seine produktivsten Geister, was immer nur die feineren sind, sorgen; nicht weniger als für seine Angestellten, Wittwen und Waisen. So lange die Institution des Hungers Möglichkeit ist, nicht endgiltige Vergangenheit, so lange muß eine Versicherung des Geistes arbeiten und seine pekuniären Verhältnisse ordnen.“ „Die Arbeitlosen sind die Pioniere des Hungers. Nur: in dem Augenblick, in dem wir den Hunger abschaffen, bleiben sie noch immer da“ . . . „Es wird genug Einfältige geben, die nun anheben werden: jetzt, da er keinen Hunger mehr habe, brauche man sich um den arbeitlosen Mann nicht mehr zu kümmern. Das ist sehr falsch. Es ist aber auch noch eine Sünde wider den Geist des Staatsbegriffes, den ich als ein Versprechen der Volkshhebung auffasse. Der Staat wird seine glücklichste Form erreichen, wenn er die Kräfte der Nation vollkommen ausnützt, produktiv macht und so weiter. Darin ist die Nation durchaus unselbständig und ganz auf den Staat angewiesen; er muß für sie sorgen. Und ganz zuerst für Jene, die keine Arbeit haben, nicht, weil sie sonst keinen Verdienst und also Hunger haben würden, sondern einfach, weil sie sonst keine Arbeit haben würden, weil in ihnen das Gefühl der Unnützigkeit um sich griffe, ein Menschen entwürdigendes Gefühl. Solche Herabdrückungen ihres Reichthums kann sich keine Verwaltung leisten; sie haben sich gleich in ihr Gewissen ein.“ Noch einmal: Hunger, Nichtarbeit und Freiheitserede sind die drei Begründungen unseres unsozialen Lebens; für mich. Daraus ließe sich etwas wie eine system-einheitliche Ausgestaltung machen. Daran liegt mir jetzt nicht, nur an der Anregung der Feststellung. Ich schließe hier mit einem Abschnitt, der über die Freiheitlüge spricht: „ . . . muß sagen, daß es eigentlich überhaupt keine Freiheit giebt. Was es giebt, sind Freiheiten, Gewerbefreiheit, Vereinigungsfreiheit, Redefreiheit; und so haben wir uns noch einige Freiheiten stückweise erworben und erkämpft. Langweilig wirkt dagegen schon, immerfort von der Freiheit zu sprechen, die mehr als ein Begriff sein soll . . . Man schlage die echten Kämpfe an: und man wird finden, daß die echten Kämpfe nicht der Freiheit galten, die es nicht giebt, sondern immer nur den Freiheiten, die es noch nicht giebt. Aber den Heroikern der Idee an sich, die so stürmisch nach ihr als nach einer gottähnlichen Erscheinung rufen, denen ist es schon gar nicht um die Fruchtbarkeit des freien Lebens zu thun, sondern um den Sturm der lauten Worte. Man kann nicht einmal sagen, daß ihnen die Fruchtbarkeit der Freiheit wenig am Herzen liege, man muß sagen, daß ihnen auch die Arbeit überhaupt wenig am Herzen liegt, weshalb sie ja auch nur Reden halten und jeden Augenblick begeistert sind.“

Theodor Tagger.



Banfbilanzen.

Das Bankenjahr 1915 unterschied sich in wesentlichen Punkten vom Jahr 1914. Es hatte eine ununterbrochen gute Konjunktur, während 1914 mit den ersten fünf Kriegsmonaten belastet war. Damals herrschte Ungewißheit; am Meisten über die Gefahren, mit denen die Wirtschaft noch zu rechnen hätte. Wahrscheinlich waren mehr Vorräthe im Land als heute; aber sie waren schlechter vertheilt. Die Industrie konnte nicht übersehen, wie weit sie mit ihren Lagerbeständen reichen werde und wie groß die Geldreserven sein müßten, damit der Zufluß der Betriebsmittel nicht stocke. Von solchen Hemmungen ist das Jahr 1915 frei geblieben. Als die Reichsbank vor Weihnachten 1914 den amtlichen Wechselzinsfuß auf 5 Prozent herabsetzte, wußte man schon, daß im Bezirk des Kredits die Schwierigkeiten geringer wurden. Der Reichsbankfuß ist nicht gestiegen; und die Lebensäußerungen des Geldes waren niemals störend. Der Privatdiskont betrug im Durchschnitt $4\frac{1}{8}$; tägliches Geld war zu 2, manchmal auch zu 1 bis $1\frac{1}{2}$ Prozent angeboten. Das Geld war bereit: für die Kriegsanleihe und für die gewerbliche Arbeit. Ein Kreislauf in der Güterbewegung, von einer Raschheit und Regelmäßigkeit, wie er niemals zuvor erlebt worden war. Die Schwerindustrien, Eisen, Stahl, Kohle, Maschinen, arbeiteten bis zur Athemlosigkeit. Was das Heer brauchte, mußte in riesigen Stapeln geliefert werden. Die Güterproduktion wurde in den Kriegsrahmen eingespannt und es zeigte sich, daß sie in ihn hineinpaßt. Wie groß das Gesamtergebniß der Produktion war, läßt sich nicht feststellen. Bescheidene Schätzungen sagen: Zwei Drittel der höchsten Friedensleistung. Die Börse blieb in einer zuvor nie gesehenen Begeisterung für die großen Industriekanonen und treibt in ein nicht ungefährliches Fahrwasser. Im Juni 1915 sagten die Banken, daß sie sich wieder am Werthpapiergeschäft betheiligen würden. Einen amtlichen Börsenhandel giebt es aber noch nicht; nur den „freien Verkehr“. Man darf sich darunter nicht einen Jahrmarkt, wie er im Frieden Herz und Sinne der Börsenbesucher erfrischt, vorstellen. Von den 2500 Papieren, die der berliner Kurszettel anzeigt, dienen noch nicht hundert zur Erheiterung der Spekulanten. Die kleine Zahl steigert den Eifer. Und die Enge der Geschäfte war der Entwicklung älter Verpflichtungen nicht hinderlich, sondern förderte sie sogar. Das Börsenmoratorium, das seit Kriegsausbruch gegolten hatte, konnte im November 1915 schmerzlos beseitigt werden. Ein von den berliner Banken gebildetes Hilfsyndikat kam überhaupt nicht zur Wirksamkeit.

Wer gute Wards oft kurze ersetzterte die Logistik der now unbedeutenden Termingeschäfte. Eine Zerspitterung des Geldes durch Angebote neuer Industripapiere wäre nicht nur schädlich für die allgemeine Bereitschaft, sondern auch, bei dem Mangel einer sicheren Kurskontrolle, bedenklich gewesen. Trotzdem konnten die Banken ältere Beteiligungsrechte mit gutem Gewinn zu Geld machen.

Wer von den Banken Geld lieb, hatte 6 Prozent Zinsen zu

zahlen; die Vergütung für Depositengelder ging im Durchschnitt nicht über 2 bis $2\frac{1}{2}$ Prozent hinaus. Der Unterschied sicherte einen fetten Gewinn. Die acht berliner Großbanken, Diskontogesellschaft, Deutsche, Dresdener, Darmstädter, Berliner Handelsgesellschaft, Kommerz- und Diskontobank, Nationalbank, Mitteldeutsche, heimsten aus Kontokorrentzinsen und im Wechseldiskontogeschäft insgesammt 142 Millionen ein (gegen 127 im Jahr 1914 und 120 im letzten Friedensjahr 1913). Das machte 8,3 (gegen 7,3) Prozent des eigenen Kapitals (Aktien und Reserven) von 1704 Millionen und 37 (34) Prozent des Rohgewinnes von 250 (232) Millionen aus. Die Wechselbestände vergrößerten sich (um 68%) auf 2491 Millionen. Im Jahr 1913 hatten sie 1763 Millionen betragen. Der Krieg hat das Wesen dieser wichtigen Vermögensanlage geändert. Die Banken halten stets auf ein möglichst großes Wechselportefeuille, um ihrer Bilanz ein stahlhartes Rückgrat zu geben. Im Frieden nimmt der Kundenwechsel die Konten ein; im Kriege geht die Erledigung der Kreditansprüche des Reiches allen anderen Geschäften vor und die unverzinsliche Schahanweisung herrscht in den Portefeuilles. Bei Ausbruch des Krieges wurde der Reichswechsel als Werkzeug des Kredits und „bankmäßige Deckung“ eingeführt. Diese Schulbverschreibungen sind nöthig, um den freien Raum zwischen den Kriegsanleihen und innerhalb der Einzahlungsfristen auszufüllen. Das Reich diskontirt seine Wechsel bei der Reichsbank, die sie dann an Banken, Industrie, Sparkassen, Großkapitalisten weitergibt. Die geben sie bei der Zeichnung der Kriegsanleihe in Zahlung. So wird die schwebende Reichsschuld getilgt. Die Banken haben stets einen großen Vosten unverzinslicher Schahwechsel in ihren Beständen; denn es giebt, außer der Baranlage, keine bessere und rascher verwendbare Unterbringung fremder Gelder als die kurzfristigen Schuldtitel des Reiches. Daß der Privatwechsel geringere Bedeutung hatte als das Reichspapier, war bei der Vorherrschaft der Barzahlung natürlich. Das fürs Heer Gelfeferte wird sofort bezahlt. Der Händler oder Fabrikant braucht nur Kredit, um ins Geschäft hineinzukommen. Hat er den Auftrag erhalten und ausgeführt, so ist er alle Geldsorgen los. Dann tilgt er seine Bankschuld und verwandelt sich aus einem Schuldner in einen Gläubiger. Die Banken haben dem Bedürfnis der Heeresverwaltung mit Kredit gedient; denn die Aufgaben wachsen im Quadrat der Entfernung vom Kriegsanfang. Sie haben Rohstoffgesellschaften finanziert und den Ankauf von Vorräthen erleichtert. Aber die Zahlkraft der ehemaligen Schuldner ist im Wachsen. Die Summe der fremden Gelder hat sich, bei den acht Banken, von 5319 auf 6853 Millionen vergrößert. Im Jahr 1913 hatte sie 4804 Millionen betragen. Sie war nie so groß wie im Jahr 1915. Und diese Ansammlung war möglich, obwohl durch drei Kriegsanleihen 25 600 Millionen aufgefogen worden waren. Bei den deutschen Banken allein wurden 16 233 Millionen gezeichnet. Die sind natürlich zum größten Theil den Einlagen entnommen worden. Trotzdem hat deren Schluszziffer Ende 1913 eine Steigerung von 1334 Millionen gezeigt,

(Bei den Sparkassen waren, nach den drei Kriegsanleihen, 500 Millionen mehr eingezahlt als im Januar 1914.) Zeichen der Erschöpfung?

Die Debitoren haben sich, aus den erwähnten Gründen, nur wenig vergrößert: von 3216 auf 3297 Millionen. (1913: 2815 Millionen.) In ihnen sind auch die Restdarlehen aus der Auffassung der Börsentermingeschäfte enthalten. Was nicht durch Abnahme oder Lieferung beseitigt werden konnte, erhielt neuen Vorschuß. Diese Vorschüsse haben jedoch auf dem Konto Reports und Lombards nichts mehr zu suchen, sondern sind einfache Außenstände im Kontokorrent. Die Reports und Lombards, die in unmittelbaren Beziehungen zum regulären Börsengeschäft stehen, verlieren an Bedeutung, wenn der amtliche Börsenhandel und der Terminhandel fehlt. Schon im letzten Friedensjahr waren die Anlagen in diesen Darlehen zusammengeschrumpft, weil die Börse, geängstigt von politischen Vorahnungen, ziemlich still geworden war. Im Jahr 1913 sind rund 800 Millionen Mark in Börsengeldern ausgeliehen gewesen. 1914: 740; 1915: 891 Millionen. Die große Ziffer des vorigen Jahres wird durch die Beleihung der Kriegsanleihen erklärt, die Zeichnungen ermöglichte. Die Störung des deutschen Ueberseehandels ist natürlich unseren Banken nicht lieb, hat sie aber von ihren Acceptschulden entlastet. Seit einem Jahrzehnt waren die Acceptkonten nicht so niedrig wie Ende 1915: 599 Millionen (gegen 1035 in 1914 und 1339 in 1913). Auch die gute Versorgung der Industrie mit Varmitteln trug dazu bei. Tempora mutantur. Früher zeigte man besorgte Mienen, wenn die Ziffer der Accepte zu groß war. Heute wäre Jeder froh, wenn das Accept der Banken für die Zahlung überseeischer Waaren begehrt würde.

Die Ueberleitung der fremden Gelder in die besten Vermögenssammelstellen der Bilanz hat die Liquidität gefördert. Die Durchschnittsliquidität, bei strenger Auswahl der greifbaren Mittel (Barbestände, Bankguthaben, Wechsel, Reports und Lombards, deutsche Staatspapiere), hat sich bei den acht Banken von 53,6 auf 60 Prozent gehoben. So allgemein war die Beweglichkeit in den Bilanzscharnieren wohl noch nie. Auch mit den Dividenden haben die Institute sich auf neue Rentabilitätsbedingungen eingestellt. Wenigstens zum Theil. Die größte Leistung hat die Deutsche Bank vollbracht. Sie ist auf die letzte Friedenshöhe von 12½ Prozent zurückgekehrt, die sie im Jahr 1913 nur verlassen hatte (10 Prozent), um nicht von der allgemeinen Dividendenkürzung abzuweichen. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß kein Kreditinstitut, wo auch immer auf der bewohnten Erde, etwas dem Abschluß der Deutschen Bank Ähnliches vorweisen kann. (Die Reichsbank nehme ich aus; sie gehört nicht in die Reihe der Aktienbanken.) 250 Millionen Mark Aktienkapital, 180 Millionen offener Reserven, 2341 Millionen fremder Gelder, 88 Millionen Bruttogewinn, 31,25 Millionen Dividende. Das darf sich, mit einigem Selbstgefühl, ganz vorn an die Rampe stellen. Auch die Diskontogesellschaft paradiert mit ansehnlichen Zahlen. Sie hat im Jahr 1915 die Aufnahme des Schaaffhausenschen Bankvereins

vollendet und neue Beziehungen zum rheinisch-westfälischen Arbeitsgebiet, durch Angliederung der Rheinischen Bank in Essen und Uebernahme einiger Filialen der liquidirenden Mittelrheinischen Bank, geknüpft. Auf das Kommanditkapital von 300 Millionen (die Reserven betragen 119) wurde ein Rohgewinn von 49,6 (39,8) Millionen erzielt. Die Dividende, die 1914 von 10 auf 8 Prozent gesetzt worden war, konnte auf 8½ Prozent erhöht werden. Sie nimmt 25,50 (18) Millionen in Anspruch. (Der Schaaffhausensche Bankverein, der nach erfolgter Reinigung wieder zum westdeutschen Provinzinstitut wurde und da selbständig arbeitet, hat auf sein im Besitz der Diskontogesellschaft befindliches Aktienkapital von 100 Millionen 5 Prozent Dividende gebracht. Ein Schönheitsfehler in seinem Abschluß ist ein Verlust von 1,30 Millionen durch eine zu spät entdeckte Unterschlagung bei einer Depositenkasse.) Wähernd die Diskontogesellschaft 2,59 Millionen (2,12) Verluste auf Effekten abbucht, schreibt die Dresdener Bank 6 Millionen (nach 5 Millionen im Vorjahr) auf Kontokorrent- und Konsortialkonto ab. Diese Minderbewerthungen sind nicht als dauernde Verluste zu betrachten. Wendert sich die Konjunktur für einzelne schwache Posten später in günstiger Weise, so können aus den Stillen Reserven Gewinne werden. Die Größe der Rückstellungen hinderte die volle Ausnutzung des Bruttogewinnes von 41 Millionen. Die Dividende auf 200 Millionen Aktienkapital bleibt 6 Prozent. Dagegen konnte die Darmstädter Bank, die noch einen Verlust aus Finanzoperationen (966 000 Mark), aber nicht mehr aus Effekten (im Vorjahr 861 000 Mark) vom Gewinn abziehen hatte, die Dividende von 4 auf 5 Prozent erhöhen. Für 1913 waren 6½ Prozent bezahlt worden. Die Berliner Handelsgesellschaft hatte ihre Dividende im Vorjahr (um 3½) auf 5 Prozent verkürzt. Fürstenberg liebt die Vorsicht. Er sorgte also schon nach 1914 für eine besondere Kriegsreserve (4 Millionen), in die er nun wieder 2 Millionen hineingelegt hat. So schafft er sich jetzt schon alle Schäden vom Hals, die die Liquidierung des Krieges etwa noch bringen könnte. Ohne diese Vorsorge hätten statt 6 Prozent 8 Prozent verteilt werden können. Auch die Kommerz- und Diskontobank hat vorsichtig bilanzirt. Sie ließ die Kriegsdividende von 4½ Prozent ungeändert (für 1913 waren 6 Prozent bezahlt worden), obwohl der Reingewinn um beinahe 700 000 Mark die Vorjahrssumme übersteigt. 2 Millionen Mark sind für besondere Abschreibungen verwendet worden. Die Nationalbank für Deutschland hat, nach der bösen Kur im Jahr 1914 (15 Millionen Abschreibungen), 4 Prozent bequem zu zahlen vermocht. Die Mitteldeutsche Kreditbank übernahm zwei Privatbankhäuser und beteiligte sich an einem dritten kommanditarch. Die Dividende blieb auf der Kriegsstufe von 5½ Prozent (1913: 6½); Verluste konnten aus dem Erträgniß gedeckt werden. Das Bankjahr 1915 widerlegte Lügen und lieferte überzeugende Beweise von der Gesundheit der deutschen Wirtschaft.

L a d o n.

Friedrichs dunkle Tage.

In den ersten drei Jahren des Krieges hatte, trotz der Ueberzahl der Gegner und den Schwankungen des Kriegsglücks, Friedrich niemals das Bewußtsein der inneren Ueberlegenheit und des Vertrauens auf den endlichen Sieg verloren. Selbst nach der schweren Niederlage bei Kunersdorf (1759), die ihn dicht an den Rand des Abgrundes trieb, richtete sich, als die Feinde in der Ausnutzung des Sieges zauderten, die geniale Elastizität seines Wesens sehr rasch wieder in die Höhe: mit neu gesammelten Kräften begann er eine energische Offensive gegen die in Sachsen vorgebrungenen Oesterreicher unter Marschall Daun. Hier aber traf ihn am zwanzigsten November 1759 ein neuer Schlag, der schmerzlichsie, den er bisher erlebte. Er hatte mit großer Kühnheit den General Finck mit 13 000 Mann in den Rücken der feindlichen Aufstellung gesandt, wo der General den Gegnern unter Umständen höchst gefährlich werden konnte, selbst aber, weit von dem preussischen Hauptheer entfernt, bei eigener Bedrängniß von jeder Unterstützung abgeschnitten war. Hier ließ sich Finck durch feindliche dreifache Uebermacht überraschen, nach kurzem Kampf bei Magen einschließen und ergab dann sich und sein ganzes Corps der Gefangenschaft. Das war für Friedrich nicht nur ein empfindlicher Verlust an Streitmitteln, sondern ein schwarzer Fleck auf dem bis dahin in Glück und Unglück rein bewahrten Ehrenschilde des preussischen Heeres. Ein Armeecorps kann im Kampf besiegt, ja, vernichtet werden, aber niemals darf es auf freiem Felde die Waffen strecken. Das selbe Urtheil sprach ein halbes Jahrhundert später auch Napoleon über General Duponts Kapitulation von Wahlen aus. Friedrich hat den Eindruck des Fingensanges von Magen niemals wieder verwunden. Von diesem Tage an wurde er schwankend im Vertrauen auf seine Offiziere und Soldaten und damit auch in seiner bisherigen, stets die Schlacht, die Vernichtung des feindlichen Heeres suchenden Strategie. Allerdings hat er dann im Jahr 1760 noch zwei Schlachten geliefert, die man jedoch in gewissem Sinn als nothgedrungene Vertheidigungskämpfe bezeichnen kann: die eine in Schlesien bei Liegnitz am fünfzehnten August, wo er, von zwei feindlichen Armeen umstellt, für sich selbst ein zweites Magen besorgen mußte und dann mit plötzlichem Vorstoß den letzten Gegner, den General Laudon, überwältigte; die zweite aber am dritten November bei Torgau, als Marschall Daun, die Elbe hinabrückend, Brandenburg bedrohte, während russische Schaaren von Osten gegen die Neumark vorgingen, Friedrich aber, die nahe Erschöpfung aller seiner Hilfsquellen vor Augen, sich zu einem hoffentlich entscheidenden Schlag auf die große österreichische Armee entschloß, der dann vielleicht Daun aus ganz Sachsen nach Böhmen vertreiben und bei Maria Theresia endlich die Neigung zum Frieden erwecken möchte. Siegen oder sterben, schrieb er seinem zweifelnden Bruder Heinrich, ist meine Lösung; ein anderes Verfahren ist gut in anderer Lage, aber nicht in

dieser. Und in etwas näherer Ausführung an seinen Minister Finken-stein: Wenn wir den Krieg in die Länge ziehen und ich nicht jetzt die entscheidende Schlacht liefere, so kommt im bevorstehenden Winter der Friede nicht zu Stande und in einem weiteren Feldzug stehen die Sachen schlimmer als jetzt. Die Bataille, schreibt er bald nachher, muß Alles bezidiren.

Er erfocht einen glänzenden, aber nicht den gehofften entscheidenden Sieg. Daun verlor 20 000 Mann, aber behauptete sich in Dresden und einem großen Theil von Sachsen. Schon am sechsten November schrieb der König an Finkenstein: Die Schlacht ist als ein Ereigniß anzusehen, das uns vor großem Unheil bewahrt hat, aber nicht als ein Triumph, der uns den Weg zu Eroberungen und wichtigen Vortheilen eröffnet hätte. Und am siebenten dem englischen Minister Pitt: Die Zahl unserer Feinde ist zu überlegen, als daß wir mit Grund uns schmeicheln könnten, entscheidende Vortheile über sie dabonzutragen und dadurch ihren Stolz und ausschweifenden Ehrgeiz zu brechen. Es ist, schreibt er einige Wochen später, ein glücklicher Zufall, der mich dieses Jahr beschützt hat; aber unsere Gefahren wachsen und wachsen.

Mit jedem Tage sehen wir dann seine Stimmung sich mehr und mehr verdüstern. Am sechsundzwanzigsten November 1760 spricht er sie seinem Gesandten in London, Ruyphausen, aus. Ganz einfach sage ich Euch: trotz der gewonnenen Schlacht bin ich verloren, wenn der Krieg im nächsten Jahr fortbauert. Es fehlt viel daran, daß all mein guter Wille, meine Anstrengungen, das Menschenmögliche zu thun, ausreichen könnten, mich gegen die Masse meiner Feinde aufrecht zu erhalten. In diesem Feldzug habe ich 90 000 Mann gegen 232 000 aufgestellt und ich zweifle sehr, daß ich im nächsten auch nur diese Ziffer erreichen kann. Wenn England mir nicht hilft, entweder, indem es durch einen Separatfrieden mit Frankreich, in den ich eingeschlossen würde, dieses von der Koalition abzieht, oder, indem es die Türken zum Kriege gegen die Kaiserhöfe bestimmt (was die Pforte von Englands Aufforderung abhängig machte), so bin ich im nächsten Jahre zu Grunde gerichtet.

Doch geschah nicht das Eine und nicht das Andere. Vom Frieden war keine Rede, die Türken schlossen mit Preußen einen Freundschafts-, aber keinen Bundesvertrag und blieben ruhig. Der Winter verging, die Operationen des Feldzuges von 1761 mußten beginnen: und mit allen jenen Sorgen im Herzen erhob sich der König, ungebeugt im Entschluß, auszuhalten bis zum letzten Athemzug und das Menschenmögliche zu leisten. Und nun begann das Allernöthigste, der gesunde Zustand seiner Armees, ihm zu versagen. Der lange Krieg hatte die jungen Männer des eigenen Landes verzehrt; der kaum ausreichende Ersatz bestand zum großen Theil aus im Feinbesland erpreßten Rekruten und geworbenem fremden Gesindel, raublustigen Abenteurern und vaterlandlosen Weisläufersn. Was ich mehr als alles Andere fürchte, schrieb Friedrich an seinen Bruder, ist die Gefahr, mit

solchen Truppen eine Schlacht liefern zu müssen. Mit großem Leidwesen, sagte er einem seiner Generale, gestehe ich Euch, daß meine Infanterie nicht mehr so gut ist, wie sie gewesen. Einige Freibataillone oder Francireurs wurden gebildet, schmolzen aber bald wieder zusammen. Auch an Offizieren war gleicher Mangel; eine Anzahl noch bartloser Jünglinge aus preussischen Adelsfamilien meldete sich, aber auch eine Menge fremder, wenig zuverlässiger Subjecte wurde im Drang der Noth angenommen. Was die Generale betraf, so klagte Friedrich über ihre Rathlosigkeit bei jedem selbständigen Schritt; stets riefen sie nach seinen Weisungen; den Meisten fehlte Muth des Geistes und Festigkeit. Gar Mancher unter ihnen mochte vor jedem Entschluß mehr die Ungnade des Königs als das Schwert des Feindes fürchten.

Unter solchen Umständen stand dem königlichen Feldherrn die Regel fest, daß er dem Zufall des Glücks nichts mehr einräumen dürfe, also gefährliche Schlachten vermeiden müsse, denn der Ausgang einer Feldschlacht ist nie vorauszusehen. Das hat auch Moltke 1870 gesagt, aber freilich bei seinen Mitteln das Kühnste wagen dürfen. Friedrich war bei der Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte entschlossen, sich auf die vorsichtigste Defensiv zu beschränken. Ich werde Alles thun, schreibt er dem Bruder am fünfzehnten November, was die Klugheit mir erlaubt, jedoch, ohne Etwas zu hazardiren. Ich werde eine solche Stellung nehmen, daß ich bei jeder sich darbietenden Gelegenheit einen guten Streich führen kann. Mehr aber soll man von mir nicht verlangen; ich erkläre rund und nett, daß ich Wunder nicht thun kann. Ich stehe hier als Bedette, schreibt er in einem späteren Brief, schaue, woher der Wind weht, und denke an den Spruch des Augustus: *Festina lente*. Eben so an Finkenstein: Ich thue, was ich kann, um nichts an unseren Angelegenheiten zu verderben, damit Alles für uns gut enden möge; aber es hängt nicht mehr von mir ab, für die Ereignisse einzustehen. Sobald ich etwas Positives über unsere Operationen und die der Feinde melden kann, werde ich es thun; einstweilen aber Eile mit Weile. Die altgewohnte rasche Initiative seines Handelns hat er aufgegeben; er wartet die Bewegungen seiner Feinde ab, bereit, sich dorthin zu wenden, wo ein kleiner Vortheil winkt oder wo die größte Gefahr droht.

So führte er mit sicherer Hand die kriegerische Schachpartie von 1761. Er erfuhr, daß Russen und Oesterreicher sich in Schlesien zur Eroberung der Provinz vereinen wollten. Er ließ also in Sachsen nur die kleinere Hälfte seines Heeres unter dem Befehl seines Bruders zurück und führte Mitte Mai die größere persönlich in das am Schwersten bedrohte Land. Hier stand Laudon mit einer halb bis auf 70 000 Mann verstärkten Armee auf den Abhängen des Sudetengebirges und erwartete den Anmarsch des ungefähr eben so starken russischen Hauptheers von Polen her an die Oder. Er mußte aber lange warten, denn bei der Finanznoth in Petersburg und dem Widerwillen der russischen Generale gegen ihre österreichischen Genossen vollzogen sich

ihre Bewegungen Schritt auf Schritt in höchster Bedächtigkeit. Um sie noch weiter zu hindern oder gar völlig abzuschneiden, sandte ihnen Friedrich ein Corps von 20 000 Mann entgegen, etwa ein Drittel seiner ganzen Streitmacht. Hier in freier Luft, recht und links die noch vereinzeltten Feinde im Auge, wallte wieder die alte Kampflust in ihm auf und von den gedrückten, vorsichtigen Entschliessungen des Winters blieb nur der damalige Vorbehalt in Kraft, während der geduldrigen Defensivse eine sich etwa bietende Gelegenheit zu einem guten Streich zu benutzen. Die Führer der detachirten Corps erhielten also die Weisung, sehr klug, sehr vorsichtig zu sein, keine große Schlacht zu wagen (was sich bei dem Mißverhältniß der Kräfte von selbst verbot), aber die Augen offenzuhalten, wo sie eine einzelne Kolonne der russischen Armee anträfen, ihr keck und dreist an den Hals zu gehen und ihr womöglich den Fuß auf die Gurgel zu setzen. Für sich selbst entwarf Friedrich für die Zeit bis zur Ankunft der Russen ähnliche Pläne gegen Laudon; er hatte keinen Zweifel, wenn ihm hier ein erheblicher Schlag gelänge, würden die Russen sogleich wieder nach Polen zurückkehren. Laudon aber, sonst eben so streiteifrig wie der König, wollte und sollte diesmal nicht vor der Ankunft der Russen schlagen; er wich also jedem Angriffsversuche Friedrichs behutsam weichend aus. Prinz Heinrich, des Königs Bruder, hatte als bedächtiger Methodiker an der Detachirung gegen die Russen viel auszusprechen; der König antwortete ihm am siebenundzwanzigsten Juni: „Gewiß, in einem Krieg zwischen gleichen Kräften ist Euer System dem meinigen vorzuziehen, aber Das ist eben nicht unser Fall. Wir haben nur zwei Heere und vier uns gegenüber. Da müssen wir uns nothwendig des einen entledigen, um uns dann gegen die anderen wenden zu können, und vor Allem die Zeit genau bemessen, damit jede unserer Armeen doppelt erscheinen kann, indem sie rasch nach einander gegen zwei feindliche kämpft. In diesem Sinn habe ich jene Detachirung gemacht.“

Allein gegenüber der russischen Uebermacht hatte sie ihren Zweck nicht erreichen können. Am sechsundzwanzigsten Juni hatten die Russen die Grenze Oberschlesiens überschritten und Laudon wandte sich sofort nach Süden, um ihnen vom Gebirge zur Ober entgegenzuziehen. Die Gefahr rückte näher; an größere Schlachten war für den Augenblick nicht mehr zu denken, denn auch die Niederlage des einen Feindes hätte der kleinen preussischen Armee solche Verluste gebracht, daß sie dem anderen Gegner nicht mehr gewachsen geblieben wäre. Also wieder die vorsichtigste Defensivse. Friedrich hielt sich zwischen den feindlichen Armeen, um durch geschickte Manöver ihre Vereinigung zu hindern. Zum ersten Mal geben hier seine Briefe vollständigen Aufschluß über den Scharfblick der Beobachtung, die Meisterschaft der Erwägung und die Raschheit des Entschlusses, womit er dem vorbringenden Feind jedesmal am entscheidenden Punkt den Weg verlegte. Dieses Spiel setzte sich beinahe zwei Monate fort, bis endlich jeder der beiden Gegner, zurückgehend, aus Friedrichs Gesichtskreis ver-

schwand, um unbemerkt von ihm, in weitem Bogen nordwärts marschirend, Niederschlesien zu erreichen, worauf sie dann, am siebenzehnten August, ihre Vereinigung bei Liegnitz vollzogen. Jetzt galt es, sich gegen die mehr als doppelte Uebermacht in möglichste Sicherheit zu setzen. Friedrich sammelte seine Truppen, 55 000 Mann gegen 132 000, in der Nähe von Schweidnitz, der wichtigsten Festung der Provinz, in einem großen Lager bei Bunzelwitz, das er durch kolossale Arbeit binnen kurzer Frist mit einer gewaltigen Felbbefestigung umgab. Wenn sie hier anstürmen, sagte er, werden sie ihre besten Truppen verlieren. Laudon forderte dennoch den Angriff: Wenn wir hier eindringen, so ist der König und sein Heer mit einem Schlage vernichtet und der Krieg glorreich beendet. Aber der russische General Butturlin war der Meinung des Königs und weigerte den Sturm. Die beiden Feldherren verhandelten Wochen lang ohne Ergebnis; am dreiundzwanzigsten September verließen die Russen das völlig ausgezogene Land und gingen nach Polen zurück.

Friedrich athmete auf; er hielt den Feldzug für beendet und glaubte noch einmal die preussische Sache gerettet. Er verließ das Lager und marschirte südwärts, um durch eine Demonstration gegen Mähren Laudon aus seiner festen Stellung heraus in das ebene Land zu locken und ihm dort einen schweren Schlag zu versetzen. Da aber kam das Unheil über ihn. Laudon überfiel am ersten Oktober das schwach besetzte Schweidnitz und nahm die Festung mit nächlichem Sturm. Damit hatte er festen Fuß in Schlesien gefaßt; und Friedrich konnte nicht hindern, daß die österreichische Armee in einem Drittel der Provinz, eben so wie Daun seit der Eroberung Dresdens in Sachsen, ihre Winterquartiere nahm. Friedrich bezog eine wohlgesicherte Stellung bei Strehlen, wo er wenigstens Breslau vor einem feindlichen Angriff deckte. Im Dezember, wo die Operationen aufhörten, nahm er sein Quartier im Breslauer Schloß. Hier empfing er eine neue Unglückskunde. Nach einem zweimaligen vergeblichen Versuch hatten die Russen bei einer dritten Belagerung trotz heldenmüthigem Widerstand Kolberg zur Kapitulation gezwungen und waren damit die Herren in ganz Hinterpommern geworden. So zog sich der eiserne Ring um den König und den kleinen Rest seines Staates immer enger zusammen; immer ferner entschwand die Möglichkeit, ihn aufs Neue zu durchbrechen. Und um die Finsterniß des künftigen Geschickes vollständig zu machen, verwirklichte sich jetzt auch das letzte, seit Monaten besorgte Unheil: der einzige starke Bundesgenosse, dessen Unterstützung dem König den Riesenkampf ermöglicht hatte, England, sagte sich offen von ihm los.

An der Spitze der englischen Regierung hatte bis dahin William Pitt gestanden, der größte und gewaltigste aller Minister, die jemals Englands Geschichte geleitet haben. Zwischen ihm und Friedrich bestand ein reines Verhältniß gegenseitiger Anerkennung und Bewunderung; Beide wußten, wie sehr die eigene Leistung durch die des

Anderen erleichtert wurde, und so that Jeder das Mögliche, die Erfolge des Anderen zu fördern. Mit diesem Verfahren wurde Pitt der Begründer der englischen Weltmacht in Nordamerika und Ostindien. Im Jahr 1760 aber trat ein Wechsel auf dem englischen Thron ein; und mit dem neuen König kamen auch neue Personen an das Regiment. Sehr bald richteten diese ihren Thatendrang auf die Untergrabung der von Pitt gewonnenen Stellung. Es war ein Kampf des Neides und der Eifersucht, der ewige Kampf der mittelmäßigen Geister gegen die wahrhaft geniale Größe. Um die Volksgunst zu gewinnen, drängten sie auf raschen Frieden; den preussischen König haßten sie, weil England ihm durch wiederholten Vertrag die Integrität seines Gebietes verbürgt und auf jeden Separatfrieden ohne Preußen verzichtet hatte. Als nun Pitt im Juni, gerade auf Friedrichs Wunsch, eine Unterhandlung mit Frankreich begann, ruhten sie nicht eher, als bis Pitt an den Preussischen Gesandten die Frage richtete, welche Opfer Preußen zur Erlangung des Friedens zu bringen bereit sei. Friedrich empfing die Botschaft in dem Augenblick, wo das russische Hauptheer in Schlessien einbrach. Aber im Angesicht dieser furchtbaren Gefahr wies er die englische Zumuthung mit stolzer Unerschrockenheit zurück und erklärte unter Anrufung jener Verträge, daß er nie einen Frieden unterzeichnen würde, der seinem Staat auch nur eine Fußbreite Landes entziehen sollte. Am siebenten Juli schrieb er an Pitt, es sei unmöglich, daß von dem Minister eine solche Frage gestellt worden sei; der Preussische Gesandte müsse ihn mißverstanden haben. Er führt dann näher aus, wie bisher die Welt daran gewöhnt gewesen, daß England seinen Freunden sein Wort halte, und wie undenkbar für ihn sei, in feiger Nachgiebigkeit seinen Staat einer Demüthigung auszusetzen. „Die Gesetze,“ fährt er fort, „die meine Prinzipien mir vorschreiben, sind erstens, nie eine Handlung zu beschließen, über die ich erröthen müßte, wenn ich meinem Volke darüber Rechenschaft abzulegen hätte, und zweitens, für das Wohl und den Ruhm des Vaterlandes meinen letzten Blutstropfen dahinzugeben. Rom hat die herrlichsten Triumphe erfodeten, weil es nach der furchtbaren Niederlage von Cannae nicht zurückgewichen ist. Diesem Beispiel denke ich zu folgen.“ Von Landabtretung war dann weiter keine Rede; auch verließ der französische Unterhändler London nach kurzem Aufenthalt. Doch ging die Minirarbeit gegen Pitt ihren Gang; und gleich nach dem Fall von Schweidnitz wurde Friedrich tief erschüttert durch die Nachricht, daß am fünften Oktober Pitt seine Entlassung aus dem Ministerium erhalten habe. Er hatte keinen Zweifel, daß damit für ihn die Auflösung des englischen Bundes besiegelt sei, was sich denn auch bald nachher amtlich bestätigte.

So erschien in diesen letzten Monaten 1761 die Lage des Königs verzweifelt. Seine Staaten, zum Theil vom Feinde besetzt, zum Theil tief erschöpft, sein Heer auf 60 000 Mann geschmolzen, der Ertrag noch mehr als das Jahr zuvor schwierig, jedes Anzeichen fremder

Hilfe trügerisch. Also kein Hoffnungstrahl, kein Ausweg in Rettung, auf keiner Seite. „Ich lebe in Aengsten,“ sagte er, „meine Nahrung ist Kummer und Sorge und diese Speise stärkt nicht.“ In ihm erfolgten wohl die Freude am Leben; aber, so lange er athmete, nicht die Arbeitslust, die Pflichttreue, die geistige Fruchtbarkeit. Wenn er in den Friedensjahren seinen Tag von früh vier Uhr bis abends um zehn Uhr streng dahin geregelt hatte, daß er zehn Stunden der politischen Thätigkeit, dem Studium und der Bescheidung der Akten der Civil- und Militär-Verwaltung, der einlaufenden Briefe und Writtschriften, und vier Stunden philosophischen oder historischen Forschungen, wissenschaftlichen oder dichterischen Produktionen und Kunstgenüssen widmete: so war natürlich im Kriegslager solche Regel nicht möglich. Sicher war nur, daß er nicht erst um vier, sondern schon um drei Uhr morgens sich erhob, weil um diese Zeit die Mehrzahl der Corpsberichte einlief und Befehle darauf zu erlassen waren. Dann wurden, wenn es sich nicht um weitere Märsche oder Schlachten handelte, die Quartiere revidirt, die Posten beritten, Mängeln und Bedürfnissen thunlichst abgeholfen oder neue Pläne geschmiedet. War damit das Tagewerk erledigt, so eilte der König zu seinen Büchern, seiner besten Freude im Glück, seiner Trostquelle in Bedrängniß. Es waren vor Allem die philosophischen Schriften des Alterthumes, namentlich die der Schule der Stoiker, aus denen er seit jungen Jahren seine innere Stärkung schöpfte. In seiner Seele lag ein unverwundlicher Wissenstrieb und ein unermüdblicher Drang nach Sicherheit und Selbständigkeit des Urtheils. Er forderte festen Grund unter seinen Füßen für jede Lebenslage, unerschütterliche Prinzipien für jegliches Handeln. Von Anfang an war ihm deutlich, daß diese Forderung nur erreichbar sei bei einer eben so fest begründeten Stellungnahme zum Universum; und so durchforschte er mit rastloser Gründlichkeit die theologischen und metaphysischen Systeme aller Zeiten. Ich habe mehr gelesen, meinte er, als alle Benediktiner zusammen. Das Ergebnis war, daß ihm die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele beweislos erschienen, aber über jeden Zweifel hatte sich ihm das ewige Moralgesetz erhoben; die Pflicht also eines Jeden, für die Anderen, des Königs, für Staat und Volk zu leben und zu wirken, dafür alle seine Fähigkeiten auszubilden und alle seine Kräfte einzusetzen, unter Geringschätzung aller irdischen Neuzerlichkeiten und eigenen Vergnügungen, unter Verachtung aller Widerwärtigkeiten des Schicksals. Und wahrlich, nicht leicht war gerade für ihn die Erfüllung der gebieterischen Aufgabe. Denn ihn hatte die Natur neben der Genialität des Geistes und der Energie des Willens auch mit einer reichen und feinen Genußfähigkeit ausgestattet: er liebte den süßen Reiz des stärkenden Schlafes, er würdigte als Kenner die Freuden der wohlbesetzten Tafel, er schlürfte durstigen Ohres den Wohlklang einer melodischen Musik ein und nichts war ihm erquicklicher als die Lust eines geistreichen, wißsprühenden Wechselgesprächs. Alles aber mußte zu-

rüdtreten vor dem Gebot der Herrscherpflicht. Mit eiserner Willenskraft beugte er jeden Trieb des Genusses unter die unverbrüchliche Regel. „Ob ich lebe, ist gleichgiltig, aber es ist nöthig, daß ich handle“: war sein Lieblingwort. Wollte einmal in schweren Augenblicken die Kraft ihm erlahmen, so stählte er sie aufs Neue in den alten Quellen, in den Schriften seiner Philosophen. „Hätte ich meine Bücher nicht gehabt, ich wäre irrsinnig geworden“, sagte er später von diesen Wintertagen in Strehlen und Breslau.

Immer drückender aber belasteten dennoch die finsternen Sorgen sein Gemüth. Oft stiegen Gedanken an Selbstmord in ihm auf. „Wozu dieses Hundeleben verlängern, wenn das unentrinnbare Verhängniß das Ende ist? Das Leben ist ein einziger fortgesetzter Schmerz, der Tod ist das Ende aller Schmerzen.“ Der Gedanke war nicht neu in ihm; seit Jahren trug er ein Büchchen mit Opiumpillen bei sich, als Schild gegen die Gefahr, lebendig in Gefangenschaft zu gerathen. Jetzt, in Strehlen, arbeitete er zwei größere Gedichte aus: Neben des jüngeren Cato und des römischen Kaisers Otho, als sie im Begriff standen, nach der Niederlage ihrer Sache Hand an sich zu legen. Dann aber trieb ihn doch die Pflichttreue wieder von dem lockenden Vergenken hinweg. Ich werde aushalten, sagte er, bis zum letzten Augenblick, aber den vollendeten Sturz werde ich nicht überleben.

Gegen Ende Dezember kam eine Nachricht aus Konstantinopel, daß bei der Pforte sich kriegerische Stimmungen zu regen begönnen. Auf der Stelle loberte bei Friedrich Lebenslust und Thatendrang wieder auf. Er sandte dem Bruder einen Feldzugsplan, wie man dann die Offensive zu ergreifen und in Böhmen und Mähren einzubrechen habe. „Sehr wohl,“ erwiderte der kaltblütige Prinz, „aber wenn die Türken, wie ich glaube, doch nicht losgehen?“ Der König, durch diese Frage wieder vor die hoffnungslose Lage gestellt, entwarf darauf einen zweiten Plan, in dem sich auf wunderbare Art echte Strategie und tiefe Verzweiflung vermischten. Dann gebe ich alles Andere preis, versammle meine Soldaten bis auf den letzten Mann um meine Fahne, falle in schleunigem Zug mit dieser Masse auf die nächste feindliche Armee und besiege sie, eile zur Schlacht mit der erschreckten zweiten, werfe auch sie und verfolge dann die schon retirirende dritte. Woher die heimathlos gewordene Armee Ersatz an Menschen und Material für die eigenen Verluste nehmen würde, blieb dabei ungesagt. Es war der strategische Grundgedanke, zur Entscheidung des ganzen Krieges die Schlacht zu suchen und dafür alle Kräfte zu vereinigen, in einer von dem wirklichen Boden abgelösten Ueberspannung: es war zugleich die Aufforderung zu einem glorreichen Todeskampf.

Das Neueste blieb dem König erspart. Während dieser Erörterungen erhielt er die Nachricht, daß eine seiner grimmigen Feindinnen, die russische Kaiserin Elisabeth, gestorben sei und ihr Nachfolger, Zar Peter der Dritte, sein begeisterter Verehrer, nicht nur Frieden, sondern ein Bündniß mit ihm zu schließen wünsche. Damit waren alle Wolken plötzlich verschweicht und breite Wege zum Frieden offen.

In so fester und harter Arbeit ist der Bau der preussischen Großmacht begründet worden. Hart und fest ist sie, trotz schweren Unwettern, ein Jahrhundert lang geblieben. Dann hat die Härte sich gemildert; eine freiere Gesinnung und Bewegung ist entstanden, ohne daß die Festigkeit des Baues darunter gelitten hätte. Ein französischer Diplomat hat vor dreißig Jahren einmal gesagt, in jedem Preußen stecke ein Stück vom Alten Fritz. Wenn dieses Wort wahr bleibt, wenn in jedem Preußen ein Stück von Friedrichs Fleiß und Pflichttreue fortlebt, so wird sein Werk zum Heil der kommenden Geschlechter fest bestehen. Es wird dann ein Haus sein, an welches die Winde stoßen und die Fluth heranbraust; und dieses Haus fällt nicht, denn es ist auf einen Felsen gebaut. Heinrich von Sybel.

Wie schwer ist es für ein gequältes Herz,
 In der Verzweiflung kummervollen Banden
 Zu helfen und zu retten allerwärts,
 Wo stets Gefahr und Noth enthanden.
 Wie schwierig, wider all die wilden Schaaren
 Mit rasch getastem Kriegsvolk loszufahren,
 Zugleich an hundert weit getrennten Plätzen
 Zu rathen, rüsten, ordnen und entsagen!
 Ich fühle, wie die Bürde mich erdrückt.

Schau noch Flandern! Seine Schanzen gilt's zu stürmen, zu gewinnen.
 Mit dem Ungarn Seit' an Seite legt in Asche Belgrads Thinnen!
 Muß beim Klange dieser Namen heißer nicht das Blut Euch rollen?
 Denkt Ihr nicht der blutgetränkten Ehrenfelder, wo den vollen
 Siegeskranz der edle Prinz Eugenius sich ertungen,
 Der Bewunderte, der jeden seiner Gegner hat bezwungen?

Alles ruft bei solchem Wagen
 Eurem Muth zu: Glück auf!
 Mit Euch alle Herzen schlagen,
 Die um Deutschland Sorge tragen,
 folgen Eurem Siegeslauf.

Seht die vielen Völker alle, die sich wider uns verschworen,
 Die in dünkelfahster Ehrsucht völlig den Verstand verloren;
 Ueberzagt nur, meine Helden! Trefft sie mit dem Wetterschlage
 Eures Hornes, Eurer Hiebe, daß die Menschheit künftiger Tage
 Diesem Sturmlauf ohnegleichen, diesem Sieg der Minderzahl
 Wider eine Welt von Feinden thürm' ein bleibend Ehrenmal.

Rings von Noth und Tod umgeben,
 Denkt in Eurem Rathesfest,
 Daß in diesem harten Leben
 Ohne Kampf und Fährniß eben
 Sich kein Ruhm gewinnen läßt.

König Friedrich von Preußen.

Bei **Gicht** nehmt **LITHIONWASSER** nach Vorschrift des Geheimrats Dr. Jung. — 10 Flaschen Mk. 6.— Nachnahme. **M. Knoll, Magdeburg 1, „Im Raben“.**

Zucker-Krankheit jetzt heilbar ohne besondere Diät. Von zahlreichen Aerzten erprobt und glänzend begutachtet. Hunderte freiwilliger Dankschreiben Geheilten. Bei Nichterfolg Geld zurück. Broschüren kostenlos durch Apotheker Dr. A. Uecker, G. m. b. H., in Jessen 320 bei Gassen (L.) (Die ganze Kur kostet nur einige Pfennige pro Tag).

Dr. Meiler's Sanatorium **Diätet. Kur nach Schroth** heerliche Lage Dirks, heilberühmte Chron. Krankh. Preis u. Brosch. auf Abreibung 1. Minibarbestellg. pro Tag 5 Mk.

Für meinen

Bilder-Zirkel

(in Postpaketen kreisende Kollektionen von Originalien) suche ich noch Verbindungen mit Künstlern und Kunstfreunden.

San.-Rat Dr. Bruhn in Reinbek.

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Haustrinkkur bei Nierengries Gicht, Stein, Eiweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

== 1914 — 11,325 Badegäste und 2,181,681 Flaschenversand. ==

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

Wagners
Saar-Riesling
Saar-Schaumwein

*Vornehmste deutsche
Schaumwein Spezialität*

Einzig in seiner Art.

*Aus naturreinen Qualitätsweinen der Saar hergestellt.
Leicht, raffig, blumig und außerordentlich
bekömmlich.*

Centralverkaufsstelle: Berlin W 30.

Deutsche Effecten- & Wechsel-Bank.

In der heute stattgehabten Generalversammlung wurde die für das Jahr 1915 zu verteilende Dividende auf

Reichsmark 15.—

für jede Aktie festgesetzt, deren Auszahlung gegen Einlieferung des Dividendenscheines Nr. 13 sofort an unserer Kupons-Kasse in den Vormittagsstunden von 9—11 Uhr erfolgt.

Die einzureichenden Kupons müssen auf der Rückseite entweder mit Firmenstempel oder Namen des Einreichers versehen sein.

Frankfurt a. M., den 18. April 1916.

Deutsche Effecten- & Wechsel-Bank.

Deutsche Effecten- & Wechsel-Bank in Frankfurt a. M.

Gewinn- und Verlust-Konto für 1915.

Debet.	M.	pf	Kredit.	M.	pf
Verwaltungs-Spesen (Saläre, Gratifikationen und Ehrengaben, Tantiemen an d. Oberbeamten, Drucksach., Bücher, Lithograph., Arbeitser., Konterspesen, Handwerker-Rechnungen, Beiträge zur Kriegsfürsorge usw.)	747 860	55	Saldo von 1914 (Vorgetragen)	425 301	07
Steuer (Staats- und städtische Steuern und Abgaben)	229 717	44	Coupons und Sorten (Gewinn auf Coupons und Sorten)	55 030	19
Immobilien (Abschreibung)	20 000	—	Wechs. (Zins u. Gew. a. Wechs.)	961 184	28
Abschreibg. (a. Bet. i. feindl. Ausl.)	150 000	—	Effekten u. Konti à metà (Zinsen und Gewinn)	170 404	07
Reingewinn pro 1915	2 215 684	03	Konsortial-Konto (Zinsen u. Gewinn auf Konsortial-Beteilig.)	49 075	96
	3 363 372	01	Provis. (Verdinnahme Provis.)	823 314	19
			Zinsen (Saldo d. Konti-Korrent- u. Prolongations-Zinsen, sowie Ertrügnis d. dauernd. Beteil.)	837 497	—
			Miete (Verdinnahme Miete)	30 185	28
				3 365 372	01

Bilanz-Konto am 31. Dezember 1915.

Aktiva.		M.	pf	M.	pf
1. Nicht eingezahltes Aktienkapital		—	—	—	—
2. Kasse, fremde Geldsorten und Coupons		—	—	668 741	06
3. Guthaben bei Noten- und Abrechnungs-Banken		—	—	2 937 941	77
4. Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen:					
a) Wechsel (m. Ausschluß von b, c und d) u. unverzinsl. Schatzanweisungen des Reichs u. d. Bundesstaaten		21 358 508	19	—	—
b) eigene Akzepte		—	—	—	—
c) eigene Ziehungen		—	—	21 358 508	19
d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank		—	—	—	—
5. Nostro Guthaben bei Banken und Bankfirmen		—	—	3 378 958	54
6. Reports und Lombards gegen büroengängige Wertpapiere		—	—	708 719	50
7. Vorräthe auf Waren und Warenverschiffungen davon am Bilanztage gedeckt		—	—	—	—
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine		—	—	—	—
b) durch andere Sicherheiten		—	—	—	—
8. Eigene Wertpapiere:					
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisung des Reichs und der Bundesstaaten		1 239 708	78	—	—
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere		31 615	08	—	—
c) sonstige büroengängige Wertpapiere		1 492 853	83	—	—
d) sonstige Wertpapiere		860 760	71	3 624 901	14
9. Konsortialbeteiligungen		—	—	1 965 130	93
10. Dauernde Beteiligung, b. anderen Banken u. Bankfirmen		—	—	8 322 508	—
11. Debitoren in laufender Rechnung:					
a) gedeckte		44 491 370	00	—	—
b) ungedeckte		3 675 982	—	48 167 302	50
Außerdem: Aval- und Bürgschaftsdebitoren		824 476	29	—	—
12. Bankgebüde		—	—	1 745 000	—
13. Sonstige Immobilien (abzogl. Hypothek von M. 300 000.—)		—	—	575 000	—
14. Sonstige Aktiva (Mobilien)		—	—	1	—
				89 453 085	03
Passiva.		M.	pf	M.	pf
1. Aktienkapital		—	—	30 000 000	—
2. Reserven		—	—	3 200 000	—
3. Kreditoren:					
a) Nostroverschuldungen		298 630	40	—	—
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite		—	—	—	—
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen		7 738 258	54	—	—
d) Einlagen auf provisionstreibender Rechnung:					
1. innerhalb 7 Tagen fällig	M. 6 008 435,91	—	—	—	—
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	„ 4 513 078,90	—	—	—	—
3. nach 3 Monaten fällig	„ 4 141 451,02	14 668 495	53	—	—
e) sonstige Kreditoren					
1. innerhalb 7 Tagen fällig	M. 3 896 979,22	—	—	—	—
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	„ —	—	—	—	—
3. nach 3 Monaten fällig	„ —	—	—	—	—
		3 896 979	22	23 092 568	69
4. Akzepte und Schecks:					
a) Akzepte		28 855 681	28	—	—
b) noch nicht eingelöste Schecks		586 773	54	24 141 454	82
Außerdem:					
Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen		824 476	29	—	—
Eigene Ziehungen M.		—	—	—	—
davon für Rechnung Dritter M.	—	—	—	—	—
Weiter begabene Solawechsel d. Kund. a. d. Order d. Bank		—	—	—	—
5. Sonstige Passiva:					
Dividende, unerhoben		—	—	3 577	50
6. Reingewinn		—	—	2 215 684	03
				89 453 085	03

Frankfurt a. M., im April 1916.

Deutsche Effecten- & Wechsel-Bank.

Der Vorstand: Hahn, Herzberg.

4% Anleihe der Schiff- und Maschinenbau- Aktiengesellschaft „Germania“

jetzt
Fried. Krupp Aktiengesellschaft Germaniawerft Kiel-Gaarden.

Bei der am **12. April 1916** im Geschäftsgebäude der Germaniawerft statt-
gehabten **XIV. Verlosung** von Teilschuldverschreibungen sind die folgenden **Nummern**
zur Rückzahlung mit 102% am **1. Oktober 1916** gezogen worden:

Lit. A. 30 Stück zu M. 5000, rückzahlbar mit M. 5100.
Nennwert M. 150 000.

Nr. 33 112 121 130 132 141 181 219 259 298 336 400 436 472 498 514 516
528 632 672 678 690 729 750 783 789 843 897 906 956.

Lit. B. 88 Stück zu M. 2000, rückzahlbar mit M. 2040.
Nennwert M. 176 000.

Nr. 1060 1100 1129 1168 1180 1210 1211 1216 1252 1390 1450 1456 1559 1568
1579 1691 1687 1708 1744 1745 1837 1941 1952 1978 1999 2036 2047 2069
2075 2118 2126 2127 2186 2190 2242 2283 2295 2317 2160 2398 2469 2483
2488 2552 2567 2569 2581 2602 2627 2631 2647 2688 2694 2698 2731 2736
2758 2789 2802 2810 2865 2976 3033 3088 3131 3188 3289 3342 3347 3278
3379 3356 3356 3359 3389 3618 3655 3685 3732 3778 3841 3843 3880 3885 3896
3968 3970 3974 3992.

Lit. C. 208 Stück zu M. 1000, rückzahlbar mit M. 1020.
Nennwert M. 208 000.

Nr. 4002 4078 4096 4117 4314 4329 4300 4307 4309 4317 4538 4368 4392 4585.
4593 4654 4696 4689 4694 4701 4700 4720 4747 4761 4611 4858 4903 4919
4920 4921 4968 5121 5139 5148 5169 5170 5197 5251 5259 5311 5418 5441
5461 5510 5511 5590 5613 5615 5632 5637 5683 5699 5708 5718 5774 5782
5799 5856 5884 5897 5906 5944 6064 6065 6066 6097 6102 6120 6170 6176
6209 6218 6294 6265 6416 6456 6479 6564 6569 6639 6658 6662 6703 6860
6873 6917 6938 6973 7044 7083 7042 7070 7157 7177 7181 7212 7287 7271
7298 7303 7380 7415 7419 7482 7493 7494 7585 7572 7686 7667 7761 7769
7812 7856 7915 7946 7989 8012 8116 8088 8094 8100 8141 8159 8163 8212
8239 8255 8290 8301 8348 8380 8405 8409 8415 8364 8367 8621 8640 8672
8686 8716 8717 8733 8819 8840 8923 8989 8993 9002 9065 9191 9242 9255
9281 9283 9301 9379 9314 9350 9372 9436 9507 9600 9722 9763 9786 9840
9889 9913 9917 9992 9995 10006 10068 10069 10068 10030 10101 10123 10185
10210 10250 10268 10307 10312 10330 10359 10404 10415 10441 10444
10463 10530 10532 10675 10681 10715 10766 10822 10834 10883 10900
10946 10984 10982 10982 10991 10997.

Lit. D. 120 Stück zu M. 500, rückzahlbar mit M. 510.
Nennwert M. 60 000.

Nr. 11090 11108 11150 11246 11262 11300 11309 11389 11311 11303 11407
11415 11450 11473 11513 11520 11534 11590 11608 11641 11659 11730
11722 11749 11768 11773 11861 11878 11971 12019 12023 12179 12204
12234 12274 12297 12390 12392 12437 12445 12461 12483 12504
12507 12508 12542 12555 12672 12680 12682 12695 12697 12698 12701
12660 12709 12702 12794 12808 12842 12868 12869 12869 12869 12869
13134 13176 13191 13246 13280 13281 13293 13309 13360 13418 13485
13502 13626 13640 13698 13707 13724 13752 13801 13854 13837 13934
13946 13936 13994 14012 14014 14020 14050 14096 14097 14116 14223
14244 14246 14254 14265 14305 14396 14441 14458 14477 14560 14569
14679 14636 14650 14715 14716 14887 14852 14978 14989 14992.

Die Verzinsung dieser Teilschuldverschreibungen hört am **1. Oktober 1916** auf,
Aus **früheren Verlosungen** sind folgende Teilschuldverschreibungen noch

nicht zur Einlösung vorgezogen worden:

Zur Rückzahlung am **1. Oktober 1914:**

Lit. D zu **500** Nr. 11914.

Zur Rückzahlung am **1. Oktober 1915:**

Lit. B zu **2000** Nr. 2070.

Lit. C zu **1000** Nr. 5610, 6805, 6897, 8226.

Lit. D zu **500** Nr. 11168, 11394, 11348, 11650, 12113, 12462.

Die Generalversammlung vom 19. April d. J. hat die Auszahlung einer Divi-
dende von

8%

für das abgelaufene Geschäftsjahr 1915 beschlossen. Der Dividendenschein Nr. 18
unserer Aktien gelangt von heute ab mit **80 Mark** bei der **Bank für Handel und
Industrie** zur Auszahlung.
Berlin, 19. April 1916.

Reiss & Martin Aktiengesellschaft.

Bekanntmachung.

Die Zwischenscheine für die 5% Schuldverschreibungen des Deutschen Reiches von 1915 (III. Kriegsanleihe) können vom

1. Mai d. J. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“, Berlin W 8, Behrenstr. 22, statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum 22. August d. J. die kostenfreie Vermittlung des Umtausches.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen. Formulare zu den Nummernverzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine in der rechten Ecke oberhalb der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Berlin, im April 1916.
Reichsbank-Direktorium.
Savenstein. v. Grimm.



AEG
Metalldraht-Lampe

SANATORIEN

bietet der Anzeigentell der
ZUKUNFT
Gelegenheit zu wirksamer
Propaganda.

Bad Salzbrunn

Oberbrunnen bei Katarrhen der Atmungs-
und Verdauungsorgane,
Emphysem, Asthma, Influenza.

Kronenquelle bei Nieren- und Blasenleiden,
Gicht und Zuckerkrankheit.

Salzbrunner Oberbrunnen

seit Jahrhunderten

heilbewährt bei Katarrhen, Gicht
und Zuckerkrankheit

Versand durch Gustav Striebold, Bad Salzbrunn i. Schl.

WEIN-STUBEN-HUTH

WEINGROSSHANDLUNG

BERLIN W: POTSDAMER STR. 139

ECKE LINKSTRASSE, NAHE PLATZ

DIE NEUEN RÄUME IM ERSTEN STOCK SIND ERÖFFNET

Bank für Handel und Industrie

(Darmstädter Bank)

Berlin — Darmstadt

Breslau Düsseldorf Frankfurt a.M. Halle a.S. Ham-
burg Hannover Leipzig Mainz Mannheim München
Nürnberg Stettin Strassburg i. E. Wiesbaden

Aktien-Kapital und Reserven 192 Millionen Mark

Centrale: Berlin, Schinkelplatz 1-4

30 Depositenkassen und Wechselstuben in Berlin und Vororten

Ausführung aller bankmässigen Geschäfte

Alleinige Anzeigen-
Annahme der **Wochenschrift** „**Die Zukunft**“ **nur** Max Kirstein
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonparelle-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.
Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59.
Fernspr. Amt Zentrum Nr. 108 09, 108 10.

BANK FÜR HANDEL UND INDUSTRIE.

Bilanz per 31. Dezember 1915.

Aktiva.		M.	pf.	M.	pf.
Kasse, fremde Goldsorten und Coupons				19 784 557	83
Guthaben bei Noten- und Abrechnungs-(Clearing-) Banken				72 443 918	44
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen					
a) Wechsel (mit Ausschluß von b, c, d) u. unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten		191 418 720	96		
b) eigene Akzepte		815 716	—		
c) eigene Ziehungen		167 214	48		
d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank		2 677	15	191 944 437	83
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen				81 342 829	—
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere				119 253 088	79
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen				8 511 604	82
davon am Bilanztag gedeckt:					
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine M. 1 789 191,35					
b) durch andere Sicherheiten				6 080 184,05	
Eigene Wertpapiere					
a) Anleihen u. verz. Schatzanw. d. Reichs u. d. Bundesst.		25 089 811	85		
b) sonst. u. d. Reichsb. u. and. Zentralnotenb. befehlh. Wertp.		4 696 512	67		
c) sonstige börsengängige Wertpapiere		29 479 838	28		
d) sonstige Wertpapiere		6 930 137	56	57 176 600	28
Konsortialbeteiligungen				40 507 755	79
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken u. Bankfirmen				9 528 368	62
Debitoren in laufender Rechnung					
a) gedeckte		35 855 352	66		
b) ungedeckte		61 154 091	67	120 069 357	53
c) Aval- und Bürgschaftsdebitoren		M. 61 752 000,77			
Bankgebäude				20 007 560	70
Sonstige Immobilien				308 070	75
Sonst. Aktiva: Verrechn.-Kto. d. Zentr. m. d. Filial. u. Niederl.				29 510	42
				104 132 263	50

Passiva.		M.	pf.	M.	pf.
Aktien-Kapital				160 000 000	—
Reserven				32 000 000	—
Kreditoren:					
a) Nostroverpflichtungen		238 033	90		
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite		3 571 276	08		
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen		30 732 252	26		
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung:					
1. innerhalb 7 Tagen fällig		95 613 682	84		
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig		100 149 210	85		
3. nach 3 Monaten fällig		16 248 749	74		
e) sonstige Kreditoren:					
1. innerhalb 7 Tagen fällig		304 687 973	11		
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig		140 250 324	94		
3. nach 3 Monaten fällig		30 944 213	24	760 548 687	15
Akzepte und Schecks:					
a) Akzepte		88 190 239	35		
b) noch nicht eingelöste Schecks		1 159 507	85	80 332 747	22
c) Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen		M. 61 752 000,77			
Eigene Ziehungen		167 214	48		
davon für Rechnung Dritter		—	—		
Weiterbeg. Solawechs. d. Kund. a. d. Ord. d. Bk.		—	—		
Sonstige Passiva:					
Unerhobene Dividende				36 451	41
Talonsteuer-Reserve				580 885	—
Wehrsteuer-Reserve				154 743	—
Gewinn-Saldo				8 719 199	72
				104 132 263	50

Gewinn- und Verlust-Konto pro 1915.

Soll.	M.	pf.	Haben.	M.	pf.
Geschäfts-Unkosten			Provisionen	10 047 044	09
Handlungsunkosten	10 784 747	15	Zinsen aus dem Kto.-Korrent-Geschäft und a. Wechseln, aus dauernd. Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen und aus Valuten	14 510 593	60
Steuern	1 257 890	69	Gewinne aus Effekten	—	—
Gratifikat. an die Beamten (Weihnacht-, Abschluß), Invalid.- u. Krankenvers., Reichsvers., Ehrenguh. a. Beamte, Zuwend. a. d. Pensionskasse und für wohltätige (Kriegs-) Zwecke	2 549 570	32	Diverse Einkünfte	13 784	71
Abschreibung auf Immobilien und Mobilien			Gewinn-Vortr. von 1914	480 141	31
Talonsteuer-Reserve					
Verlust a. Finanzoperationen					
Gewinn-Saldo					
Verwendung des Gewinnes:					
Dividende pro 1915 von 8% M. 5 000 000,—					
Tantieme des Aufs.-Rates	112 000,—				
Vortrag a. neue Rechnung	607 199,72				
	25 061 503	71		25 061 503	71